Die Zukunft.

Berlin, den 18. März 1899.

Wie Bismarcks Buch entstand.

Otto Bismarck hat im Sachsenwalde, den der Alternde wie eine zweite Heimath liebte, am sechzehnten März die letzte Ruhstatt gefunden. Bald werden die jungen Lenztriebe der lauenburgischen Eichen und Buchen das einfache Grabgewölbe, in dem der Einfache neben seiner Frau ruht, mit einer grünen, selbst am heißesten Sommermittag Schatten spendenden Mauer umgeben. Und bald, so dürfen wir hoffen, wird dann auch der Tag dämmern, da unter Denen wenigstens, die menschliche Größe empfinden können, der Hader über das Bekenntniß zu Bismarck enden und man nicht mehr, wie heute noch, fragen wird, ob Einer, um den herrlich aus fester Wurzel zu ungeahnter Höhe Erwachsenen zu lieben, jeden seiner Triebe bewundert, für gesund und nützlich gehalten haben muß. Streitet irgend ein Verständiger, selbst in Frankreich, noch darüber, ob Bonapartes Politik immer heilsam, immer „richtig“ war? Die mächtige Persönlichkeit bewundert man, die gezeigt hat, wie weit ein Großer die Grenzen der Menschheit zu dehnen vermag. Soll, was dem Fremden, dem brutalen Feind sogar freudig gezollt wird, dem Landsmann versagt bleiben, dessen Genius den Deutschen das Reich schuf und dessen Persönlichkeit in ihrem silbernen Adel, ihrer Mischung von natürlicher Anmuth und disziplinirter Kraft dem Betrachter doch viel feinere Reize bietet als die dunkle Bronzegestalt des Korsen, der ein in so strotzender Fülle vielleicht nie wieder erschautes Genie im Grunde nur dem schrankenlos dahinstürmenden Egoismus dienstbar machte? ... Still ward der Mann bestattet, der das Recht hatte, mit Ennius zu sprechen: „Nicht Thränen weihet mir, nicht Grabgepränge: ich lebe ewig in der Menschen Mund!“ Sein sichtbares Werk kann in Staub zerfallen, sein politisches Trachten kann, wie Marx weissagte, Episode bleiben: der Zauber der Persönlichkeit wird ungemindert durch die deutsche Geschichte fortwirken, — und stärker als heute wohl noch, wenn die Zeit erst die Wunden geheilt

haben wird, die der Große auf seinem Siegerwege den Feinden und mitunter auch den Freunden schlagen mußte. Deshalb muß uns jede persönliche Erinnerung willkommen sein, die zu dem Bilde des Einzigen einen neuen Zug fügt. Ernst Schweninger, der den Fürsten fünfzehn Jahre lang mit liebevoller Sorgfalt pflegte, der ihm Arzt und Freund, Tröster und Anreger war, wird zum ersten April bei Hirzel in Leipzig ein kleines Büchlein erscheinen lassen, in dem er Einiges aus der Leidensgeschichte des tapfer Duldenden erzählt und als Augenzeuge berichtet, wie die „Gedanken und Erinnerungen" entstanden. Die von einem Trauernden entworfene Skizze ist als knappe Einleitung zu umfassenderen Publikationen gedacht, deren Grundlage Schweningers Tagebücher bilden sollen und auf die wir hoffentlich nicht allzu lange mehr zu warten brauchen. Heute, nach der Bestattung Bismarcks, seien vorläufig hier nur ein paar kleine Bruchstücke aus dem Abschnitt mitgetheilt, der die Entstehung des uns vom ersten Kanzler hinterlassenen Buches behandelt. Darüber sagt Schweninger:

„Das Geschick hat es gefügt, daß ich einer der Wenigen — heute vielleicht der Einzige — bin, die alle Fäden dieser Entstehungsgeschichte kennen. Meine Aufzeichnungen, so weit sie diese Frage betreffen — seit 1888 zahlreicher — gehen bis ins Jahr 1883 zurück. In diesem Jahre schon sprach ich zum ersten Male mit dem Fürsten — S. D., wie wir Alle sagten — über eine literarische Thätigkeit, die er ergreifen könnte, falls er einmal aus dem Dienst ausschiede. S. D. erzählte mir damals gelegentlich, einer seiner früheren Aerzte habe an der Hand verschiedener Beispiele aus der Geschichte und aus seiner eigenen ärztlichen Thätigkeit einmal vor ihm den Gedanken entwickelt: ein Rücktritt in das Privatleben würde ihm, dem Fürsten, gesundheitlich nicht nützen; vielmehr sei die Gefahr vorhanden, daß er, der gewohnten, anregenden, freilich auch aufreibenden und alle Kräfte anspannenden Thätigkeit entzogen, zusammenbrechen würde, wie viele Andere vor ihm. Das mußte ich bestätigen, konnte aber zur Erwägung geben, daß die Voraussetzung für den erwähnten Satz naturgemäß da in Fortfall kommen müsse, wo der Versuch gemacht werde, Staatsmänner, Politiker, Beamte, Offiziere, die der gewohnten Thätigkeit plötzlich zu entsagen hätten, auch im Ruhezustande in Verhältnisse zu bringen, die in körperlicher und geistiger Beziehung eine sachgemäße Anspannung unterhielten und geeignet seien, den Ausfall an Reiz, Anregung und Arbeit durch entsprechende neue Thätigkeit zu ersetzen. Wie ich aus meinen Aufzeichnungen ersehe, kamen wir im Laufe der Jahre öfter und besonders dann auf dieses Thema zurück, wenn S. D. aus körperlichen oder geschäftlichen Gründen nicht mehr ‚mitthun' zu können glaubte und deshalb die Frage der Ausfüllung der Mußestunden im Ruhestande ernstlich in Erwägung zog." .. Schweninger schildert nun, wie unter der Regirung der beiden ersten Kaiser, die auf Bismarcks Dienste nicht verzichten wollten, die Frage des Rücktrittes

nie „aktuell“ wurde und wie die Verhältnisse sich erst änderten, als Wilhelm der Zweite den Thron bestiegen hatte. Das Auge des Arztes erkannte früh, daß ein dauerndes gemeinsames Wirken zweier so verschiedenen Persönlichkeiten unmöglich sein würde. Es kam zur Entlassung des Fürsten und zu den unerfreulichen Vorgängen, von denen manche Einzelheit inzwischen bekannt geworden ist. „Nicht sanft und wohlthätig, wie es der Arzt im Interesse seines großen Schutzbefohlenen und im Interesse des Vaterlandes gewünscht hätte, sondern rasch und unsanft vollzog sich das Unvermeidliche. Der Nachfolger des Kanzlers hielt es im Interesse des Deutschen Reiches anscheinend nicht nur für nützlich, die Person seines Vorgängers möglichst schnell aus dem Palais in der Wilhelmstraße zu entfernen, er hielt, offenbar in dem selben Interesse, auch darauf, sich gegen die Kontagion mit den Ideen dieses staatsmännisch doch schon damals nicht unrühmlich bekannten Vorgängers möglichst immun zu machen. Fürst Bismarck, der, wo es nöthig war, stets die Person hinter die Sache zurücktreten zu lassen wußte, bot Aufklärungen, einführende Aufschlüsse, Erläuterung der politischen Konstellation an. Der General von Caprivi lehnte ab; man möchte es heute kaum glauben, aber es ist Thatsache: er lehnte ab. Der scheidende Kanzler machte noch einen zweiten Versuch. Er bot dem neuen Staatssekretär, als ihn dieser Herr besuchte, seinen Rath und geschäftliche Informationen über die politische Lage an. Abermals wurde das Angebot abgelehnt... Fürst Bismarck verließ also Berlin und siedelte nach Friedrichsruh über. Er kam jetzt wiederholt auf die mahnenden Worte des Arztes zurück, dem das in Umlauf gesetzte Wort von der ‚unheimlichen Diagnose‘ zwar sehr schmeichelhaft, aber bei der Lage der Sache doch nur eine mäßige Genugthuung sein konnte.

Das Ereigniß war da: man mußte mit ihm rechnen. Der sorgenvolle, schwer erschütterte Riese kämpfte — ein vereinsamter Mann, dem so Viele die Treue gebrochen hatten — im Sachsenwalde schweren Kampf. Das Ziel des Arztes war, den Fürsten zu einer Thätigkeit zu veranlassen, die ihn nicht nur beschäftigte, sondern seine Kräfte auch zu nützlichem, ihn selbst befriedigendem Werk anspannte; er bat ihn, den Beweis zu erbringen, daß die Leute doch sehr im Unrecht waren, die ihn als körperlich und, was noch schlimmer war, auch als geistig verbraucht und leistungunfähig hinzustellen versucht hatten. Der Plan einer literarischen Thätigkeit wurde, anknüpfend an die erwähnten früheren Gespräche, S. D. noch vor der Abreise von Berlin zum Vortrag gebracht. Aber nicht so rasch und leicht war der Fürst zur Annahme zu bringen. Er las ungemein viel, Zeitungen und Bücher, war stets bereit, in seiner feinen Weise über Tagesereignisse, die ihn besorgt machten oder sonst in Anspruch nahmen, oder auch über die Vergangenheit zu sprechen; aber sich mit dieser Vergangenheit schriftstellerisch zu beschäftigen, dazu hatte er keine besondere Lust. Der Mann, der Geschichte gemacht hatte, fühlte sich nicht berufen, unter die Geschichtschreiber zu

gehen. Gegen ‚Memoiren' hatte er persönliche Bedenken. War er ganz offen, so würde man ihm unter Umständen diese Offenheit zum Vorwurf machen; schwächte er zu sehr ab, so konnte man ihn der Schönfärberei zeihen. Was den Fürsten endlich bewog, war der Appell an sein Pflichtgefühl und der Gedanke, wem die Arbeit nützen würde. Er konnte sich nicht verhehlen, daß er dem deutschen Volke noch Etwas zu sagen hatte, — und seiner Pflicht wollte er sich niemals entziehen. Er hatte einen beträchtlichen Theil der Geschichte dieses Jahrhunderts gemacht: er konnte das Seine thun, auch dem nächsten noch den Stempel seines Geistes aufzudrücken. Man hatte von ihm behauptet, er sei geistig und körperlich verbraucht: er konnte und mußte den Beweis liefern, daß und wie er noch leistungfähig war. Seine Nachfolger hatten seine Rathschläge abgelehnt: er wandte sich an das ganze Volk und gab diesem seine Gedanken mit auf den Weg. Er hatte von der höchsten Warte aus das Werden einer geschichtlichen Epoche überblickt: nun wollte er seinen Volksgenossen einen Blick von seiner Höhe gestatten."

Auf Schweningers Vorschlag wurde Lothar Bucher, als der geeignetste und berufenste Helfer am Werk, ins Haus geladen. „Die Arbeit konnte nun also beginnen; aber sie begann nicht sofort und rege. Der Fürst war einstweilen nur theoretisch für die Sache gewonnen, er schwärmte noch nicht besonders für die Idee. Begierig, S. D. wieder beschäftigt und das Werk fortschreiten zu sehen, fand ich in jenen Tagen beim Betreten des Frühstückszimmers oft das folgende, wenn ich nicht irre, auch von Allers in seiner Bismarckmappe verewigte Bild: Bucher, stumm, verstimmt, mit leerem Blatt, gespitzten Ohren und gespitztem Bleistift am Tisch, der Fürst nach ärztlicher Anordnung auf der Chaiselongue liegend und in die Zeitung vertieft. Tiefe Stille; man hätte ein Mäuschen laufen hören können. Der Fürst sprach kein Wort, Bucher erst recht nicht, — und die Blätter blieben leer. Und es war doch eigentlich nicht schwer, den Fürsten anzuregen und auf ein Thema zu bringen. Aber Bucher war etwas still, nicht sehr impulsiv, dabei immer ein Wenig der die Befehle des Chefs erwartende Beamte und Geheimrath; der Arzt aber, dem es an Lebendigkeit nicht gefehlt hätte, war nicht immer anwesend und nicht im Besitz der nöthigen tieferen historischen und politischen Grundlagen, wenn er sich auch im Interesse der Sache später wiederholt entschloß, direkt — und besonders indirekt — Buchers Initiative zu ermuntern und den Getreuen dahin zu bringen, daß er aus sich herausging, S. D. auf ein Thema brachte und dann zur Fortspinnung des Fadens auch wieder darauf zurückführte. Der Erfolg blieb nicht aus: die Arbeit kam endlich in Gang. Zunächst wurde ein Rahmen festgestellt und dieser Rahmen dann allmählich ausgefüllt. Mit der Häufung der ‚losen Blätter' wuchs bei S. D. zwar nicht gerade die Lust, aber doch das Interesse an der Arbeit, und noch ehe der getreue Bucher in Territet ausgelitten hatte, war das Werk, wie es heute in

den ersten beiden Bänden vorliegt, wenigstens in den Grundzügen vollendet. Das war ein Glück; denn dieser Mitarbeiter wäre nicht zu ersetzen gewesen. Bucher besaß nicht nur die nöthige historische und politische Bildung und den reichen Schatz seiner Erfahrungen und Erinnerungen: er war auch diskret, ehrlich, gewissenhaft, S. D. mit Kopf und Herz ergeben, und wenn er auch oft verstimmt und in Folge seines körperlichen Leidens mißmuthig war, so tauschte der Fürst doch am Liebsten mit ihm, dessen Gedächtniß fast unfehlbar genannt werden konnte, Erinnerungen aus. Das Hinscheiden dieses ‚sympathischen, schweigsamen, angenehmen Hausgenossen', mit dem S. D. so alte Beziehungen hatte, war ein schwerer, harter Verlust. Das Werk blieb aber, nachdem es einmal so weit gediehen war, trotzdem nicht liegen. Es war inzwischen als Manuskript gedruckt worden und der große Autor nahm es immer wieder vor, blätterte, prüfte und arbeitete, ergänzend, ausbauend, stilisirend, ganze Kapitel ‚umgießend', zu Zeiten unermüdlich daran. Neues dagegen ist leider nicht mehr viel entstanden. Weniger die steigenden Beschwerden des Alters und die doch mehr und mehr zunehmende Entwöhnung vom Schreiben — seit Kullmanns Attentat war die rechte Hand überhaupt immer etwas behindert — als das Fehlen eines Anregers und Gehilfen von der Erfahrung Buchers verhinderte die Fortführung der Arbeit.

Das Werk hat neben anderen Vorzügen noch einen ganz intimen Reiz: Bismarck, unser Bismarck lebt in diesem Buche für uns fort. Wir hören allerdings nicht mehr seine klare, helle, feine, biegsame, überzeugende Stimme. Wir sehen nicht mehr die sprechende, überaus reizvolle Bewegung seiner wundervollen Hand. Uns leuchtet nicht mehr der Strahl seines bebuschten, mächtigen, glänzenden, beherrschenden blauen Auges. Doch wir ergreifen das Buch, — und er, der Unersetzliche, kommt freundlich, wie einst, mit uns zu plaudern, an der Hand der Erinnerungen aus seinem einzig reichen Leben das Werden einer Epoche zu zeigen und uns dann mit seinen Gedanken zu belehren."

. . . Wie der treueste Freund, so hat über Bismarcks Buch auch einer der zähesten Gegner des nun Bestatteten geurtheilt: Ludwig Bamberger, den der Märzsturm eben aus langen Leiden riß. Auch dieser feine Stilist, dessen Weltanschauung doch von der des märkischen Helden durch Abgründe getrennt war, konnte sich dem Reiz der Persönlichkeit, der noch in dem nachgelassenen Buche fortwirkt, nicht entziehen und erlebte Stunden, wo er von dem großen Vernichter seiner Ideale in der Stimmung eines schwärmerisch Liebenden sprach. Der Mann, der auf den Sinn des Feindes selbst solchen Zauber zu üben vermochte, wird ewig im Munde der Menschen leben, mag sein Leib auch auf einsamer Höhe hinter der grünen Laubmauer bestattet und dem stolzen Blick seines Volkes entzogen sein.

Nietzsche und die Franzosen.*)

Mein Bruder fühlte sich schon sehr früh in der französischen Kultur heimisch. Bereits als Schüler in Pforta zeigte er eine starke Vorliebe für französische Geschichte und Literatur und ich erinnere mich besonders seiner großen Neigung zu Pascal. In Leipzig, als Student, beschäftigte er sich eifrigst mit französischem Geistesleben, so daß Ritschl einmal scherzhaft meinte, selbst seine philologischen Arbeiten seien davon beeinflußt, „er konzipire sie wie ein französischer Romancier: absurd spannend." Mein Bruder beabsichtigte damals, mit Erwin Rohde zu einem längeren Aufenthalt nach Paris überzusiedeln; die allzu frühe Berufung an die Universität Basel vereitelte aber seinen Plan und er bricht in den Briefen an Rohde zu wiederholten Malen in Bedauern und ärgerliches Klagen darüber aus. Weihnacht 1869 ließ er sich von mir eine Reihe von Büchern der französischen Moralisten: Larochefoucauld, Vauvenargues und La Bruyère schenken und Frau Cosima Wagner verehrte ihm eine besonders schöne Ausgabe des Montaigne. Er besaß aber diesen Schriftsteller schon lange zuvor in einer alten deutschen Uebersetzung, deren markiges Deutsch ihm ganz besonderes Ergötzen bereitete. Der Krieg gab meinem Bruder den großen Anstoß, sich mit französischer Kultur noch intensiver zu beschäftigen; nur zog er aus diesem Studium ganz andere Resultate als seine deutschen und französischen Zeitgenossen. Er glaubte nämlich, daß der Ausgang des Krieges kein Unglück für Frankreich gewesen sei; unter den verschiedensten Formen kehrt der selbe Gedanke immer bei ihm wieder, daß erst der Krieg den Geist in Frankreich „erlöst" und vertieft habe.

Es ist mir in der Erinnerung, als ob Basel damals weniger von deutscher als von der französischen Literatur beherrscht gewesen wäre; wenigstens schien es so nach den Büchern, die in der gebildeten basler Gesellschaft gelesen und in den Buchläden ausgelegt waren. Ich glaube nicht, daß mein Bruder in jener Zeit mitten in Deutschland ganz zufällig Stendhal in einer Buchhandlung gefunden haben würde: „Stendhal, einer der schönsten Zufälle meines Lebens — denn Alles, was in ihm Epoche macht, hat der Zufall, nie eine Empfehlung, mir zugetrieben." Es ist meinem Bruder immer unbegreiflich gewesen, daß dieser Autor den Deutschen so lange Zeit fast unbekannt geblieben ist; noch im Herbst 1888 schreibt er: „Und wenn ich Stendhal gelegentlich als tiefen Psychologen rühmte, begegnete es mir mit deutschen Universitätprofessoren, daß sie mich den Namen buchstabiren ließen." Ihm selbst war er „ganz unschätzbar mit seinem vorwegnehmenden Psychologen-

*) Diese Studie ist zum Theil der Einleitung meiner demnächst erscheinenden Uebersetzung von Henri Lichtenbergers Schrift: „Die Philosophie Friedrich Nietzsches" (Verlag von E. Reißner, Dresden) entnommen.

Auge, mit seinem Thatsachen-Griff, der an die Nähe des größten Thatsächlichen erinnert (ex ungue Napoleonem)."

Ich möchte hierbei hervorheben, daß es damals nicht die Formvollendung der französischen Sprache war, zu der sich mein Bruder so lebhaft hingezogen fühlte, sondern der heitere, scharfsinnige Geist: „Grazie mit Nüchternheit gepaart", der aus diesen Schriftstellern sprach. Außer von Stendhal, den er immer nur französisch gelesen hat, besaß er neben den französischen Ausgaben immer noch gute deutsche Uebersetzungen; und Alle, die in seiner Nähe lebten, wurden in den Jahren 1876 bis 1882 zum Uebersetzen von neueren Schriftstellern, die ihm sympathisch waren, aufgemuntert. So übersetzte eine Freundin Einiges von Sainte-Beuve und ich die Mélanges et Lettres von X. Doudan. Ich gewöhnte mich damals auch daran, ihm französische Bücher deutsch vorzulesen; so erinnere ich mich z. B. Amiels „Journal intime" und einer Novelette oder Studie: „Le voil soulevé" von George Eliot, die in einer französischen Revue stand und meinen Bruder lebhaft interessirte.

Die von meinem Bruder bevorzugten französischen Schriftsteller waren damals, um sie noch einmal besonders hervorzuheben: Pascal, Montaigne, Chamfort, Stendhal; Voltaire gehörte nicht dazu, obgleich mein Bruder seiner immer mit höchster Ehrfurcht, als eines „grandseigneur des Geistes", gedachte und ihm die erste Ausgabe von „Menschliches, Allzumenschliches" widmete. Aber diese Widmung war gewissermaßen zufällig, durch den hundertjährigen Todestag Voltaires hervorgerufen, dem mein Bruder seine Huldigung bezeugen wollte, nicht so sehr durch eine besondere Vorliebe begründet. Ueber den tiefen und tragischen Sinn, den er dieser Widmung beilegte, schrieb er im Juni 1878: „Das Schicksal des Mannes, über den es auch nach hundert Jahren nur Partei-Urtheile giebt, stand mir als furchtbares Symbol vor Augen: gegen die Befreier des Geistes sind die Menschen am Unversöhnlichsten im Haß, am Ungerechtesten in Liebe. Trotzdem: ich will still meinen Weg gehen und auf Alles verzichten, was mich daran hindern könnte."

Von den Franzosen des neunzehnten Jahrhunderts kannte er damals nur Wenige, mit Ausnahme von Mérimée und Gobineau. Für Gobineau hatte er eine ganz besondere Vorliebe und beklagte es, daß das Schicksal eine persönliche Bekanntschaft, die auch Gobineau lebhaft wünschte, verhinderte. Leider erinnere ich mich nicht mehr genau, wann wir zuerst den „Essai sur l'inégalité des races humaines" und „La renaissance" kennen gelernt haben; jedenfalls muß es in einem der beiden Winter 1875/76 oder 1877/78 gewesen sein. Wir liebten und verehrten Gobineau zu einer Zeit, wo sein Name in Deutschland noch ganz unbekannt war. Bei seinem Tode zeigte sich mein Bruder tief betrübt und sagte, er habe von diesem prachtvollen Mann immer gehofft, daß er einstmals in seinen Hauptansichten mit ihm

übereinstimmen würde: er empfand sich mit ihm als gleichgeartet. Ueber Turin schreibt mein Bruder noch im Frühjahr 1888: „. . . . diese Stadt, welche auch Gobineau so sehr geliebt hat — wahrscheinlich gleicht sie uns Beiden."

Ich darf wohl sagen, daß mein Bruder in den Jahren 1876 bis 1883 nur Das von neuer französischer Literatur kennen gelernt hat, was ihm deutsch oder französisch vorgelesen worden ist. Vom Winter 1883 an, den er in Nizza verlebte, liebte er Uebersetzungen nicht mehr; er hatte sich dort sehr an die französische Sprache gewöhnt, und da sich auch der Zustand seiner Augen bedeutend gebessert hatte, so fing er an, selbst sehr viel französisch zu lesen. Aber in den Jahren 1879 bis 1882 hat er weder in einem Buchladen noch in einer Lesegesellschaft (gegen Lesegesellschaften hatte er eine große Abneigung: „ein Lesezimmer macht mich krank!") ein französisches Buch angesehen. Das ist wichtig, weil im letzten Jahre mehrfach auf die merkwürdige Thatsache aufmerksam gemacht worden ist, daß zwei französische Denker früher und fast zu gleicher Zeit wie mein Bruder die Idee von der ewigen Wiederkunft aufgestellt haben. Die deutschen Kritiker sind nur allzu geneigt, die Originalität meines Bruders anzugreifen, und werden es daher vorziehen, das Erstgeburtrecht den französischen Gedankenäußerungen zuzuschreiben. Ich kann aber mit aller Bestimmtheit behaupten, daß die Schriften von Blanqui und Le Bon niemals in die Hände meines Bruders gekommen sind. Für mich ist diese Thatsache ein Beweis mehr, daß bestimmte Ideen und Schlußfolgerungen, durch wissenschaftliche Ergebnisse vorbereitet, gewissermaßen in der Luft liegen und zu gleicher Zeit an verschiedenen Stellen unabhängig von einander auftauchen können. Daß der gleiche Wissens- und Bildungsgrad gleiche Fertigkeiten und Vorstellungen hervorbringt, kann man allgemein beobachten: ich habe bei den Eingeborenen von Südamerika Gebräuche, künstlerische Ausschmückung von Naturprodukten u. s. w. vorgefunden, die ein Reisender bei einem Volksstamm mitten in Afrika sehr ähnlich entdeckte. Ich glaube nun, daß diese Erscheinung nicht nur für niedere Bildungstufen, sondern auch für die allerhöchsten zutrifft. Uebrigens hebt auch Lichtenberger hervor, daß diese Idee von den drei verschiedenen Urhebern ganz unabhängig von einander aufgestellt worden ist, daß sie aber erst durch meinen Bruder ihre gewaltige Tragweite erhalten hat. Es ist wohl anzunehmen, daß alle Drei von den selben neueren naturwissenschaftlichen Ergebnissen beeinflußt worden sind. Im Uebrigen giebt der aus dem Buchhandel zurückgezogene zwölfte Band der Gesammtausgabe von meines Bruders Werken, in dem die Schrift „die Wiederkehr des Gleichen" in wissenschaftlich ganz verfehlter Weise veröffentlicht ist, keine zuverlässige Vorstellung davon, was mein Bruder wirklich darüber gedacht und niedergeschrieben hat.*)

*) Der damalige Herausgeber, Dr. Fritz Kögel, hatte, ohne von den späteren, noch unentzifferten Manuskripten Kenntniß zu nehmen, den Inhalt eines geschriebenen

Schließlich könnte man aber sagen, daß der Gedanke der ewigen Wiederkunft aller Dinge meinem Bruder schon viel früher bekannt gewesen wäre, da er ihn in der zweiten „Unzeitgemäßen Betrachtung" selbst als Meinung der Pythagoräer anführt. A. Riehl hebt Dies in seiner trefflichen Schrift hervor und nimmt an, daß mein Bruder früher, als er selbst angiebt, diesen Gedanken gekannt und ihn nur wieder vergessen habe.

Vom Winter 1883/84 an, dem ersten, den mein Bruder in Nizza verlebte, begann er, sich auch lebhaft mit den neueren und neusten Franzosen zu beschäftigen. Mein Bruder liebte Frankreich und seine Kultur, und wenn auch seine innerste Zuneigung dem alten aristokratischen Frankreich galt, so fand er doch auch noch in dem jetzigen Frankreich das Land des verfeinertsten Geschmackes. Dreierlei schien ihm das unverlierbare Gut seiner alten Kulturüberlegenheit: die Fähigkeit artistischer Leidenschaft in der Hingebung an die Form; eine alte moralistische Ueberlieferung („Zwei Jahrhunderte psychologischer und artistischer Disziplin zuerst, meine Herren Germanen! Aber Das holt man nicht nach.") und eine glückliche Mischung der Rasse. „Im Wesen des Franzosen ist eine halbwegs gelungene Synthesis

---

Heftes meines Bruders aus dem Sommer 1881 unter eine nicht dazu gehörige Disposition gebracht. Der Inhalt der Kapitel paßt nicht zu den Ueberschriften und das fünfte Kapitel hat mit den vier ersten keinen Zusammenhang. Das vom Dr. Kögel zusammengestellte Manuskript flößte mir von vorn herein Mißtrauen ein und ich hatte deshalb, ehe es veröffentlicht wurde, die Zuziehung eines zweiten sachverständigen Herausgeber gewünscht. Dr. Kögel erhob dagegen Schwierigkeiten, so daß schließlich der zwölfte Band ohne eine solche Nachprüfung gedruckt worden ist. Ich war zuerst durch die tötliche Krankheit meiner Mutter und dann durch eigene Krankheit verhindert, die Sache genauer zu untersuchen; nachdem aber inzwischen verschiedene Kritiker, so z. B. in der „Zukunft" und in der „Frankfurter Zeitung", sich über diese wunderliche und dürftige Veröffentlichung, die jeden aufrichtigen Nietzsche-Verehrer enttäuschen mußte, mit Erstaunen und Mißfallen ausgesprochen hatten, sah ich mich im Dezember 1898 genöthigt, die Verlagsfirma zu veranlassen, den zwölften Band aus dem Buchhandel zu ziehen. Meinen Bruder, der gerade die Veröffentlichung dieses Gedankens in der vollkommensten, vielleicht sogar nur in poetischer Form gewünscht hatte, würde es empört haben, diese ersten embryonalen Gedankenentwickelungen, ohne die späteren, sie vervollkommnenden, veröffentlicht zu sehen. Die vier ersten Kapitel der „Wiederkehr des Gleichen" aus dem zurückgezogenen zwölften Bande gehören zur „Fröhlichen Wissenschaft", das fünfte Kapitel ist eine Art Selbstgespräch nach dem ersten Aufleuchten des ewigen Wiederkunftgedankens.

Die letzten Bände der Gesammtausgabe werden erscheinen, wenn das vorhandene Material vollständig gesichtet sein wird; erst dann wird es möglich sein, zu entscheiden, bis zu welchem Punkte die so jäh unterbrochene Gedankenarbeit meines Bruders gediehen war.

des Nordens und Südens gegeben .... ihr dem Süden periodisch zugewandtes und abgewandtes Temperament, in dem von Zeit zu Zeit das provençalische und ligurische Blut überschäumt, bewahrt sie vor dem schauerlichen nordischen Grau in Grau."

Seit jenem Aufenthalt in Nizza griff mein Bruder in den Stunden der Muße immer wieder zu französischen Büchern: „Auf die Zeiten der Arbeit und Fruchtbarkeit folgt die Zeit der Erholung: heran mit Euch, Ihr angenehmen, Ihr geistreichen, Ihr gescheuten Bücher! — Werden es deutsche Bücher sein? ... Ich muß ein Halbjahr zurückrechnen, daß ich mich mit einem Buch in der Hand ertappe. Was war es doch? — Eine ausgezeichnete Studie von Victor Brochard, Les sceptiques grecs, in der auch meine Laertiana gut benutzt sind. Die Skeptiker, der einzige ehrenwerthe Typus unter dem so zwei- bis fünfdeutigen Volk der Philosophen!..." An mich schrieb er im Sommer 1885, als ich nach seinen Erholungen fragte: „Nachdem Ihr Beiden, Du und Gersdorff, Ihr, meine besten Erholungen, Jeder auf seiner Weise, mir davon gelaufen seid, finde ich nur noch in französischen Büchern Erquickung. Im Grunde sind es die alten Freunde, an denen wir uns einstmals zusammen erfreuten, nur wenige neue sind dazugekommen, z. B. Galiani und Taine, die Du aber erst schätzen wirst, wenn Du ein skeptisches altes Weibchen geworden bist... Du weißt, daß ich von den Franzosen dieses Jahrhunderts Henri Beyle (Stendhal) am Liebsten habe. Von seinen Schülern ist bei Weitem der einflußreichste Taine: um Dir einen Begriff von ihm zu geben, sende ich Dir seinen Monsieur Graindorge, ein Buch, das für meinen Geschmack etwas zu harmlos ist, aber vielleicht um so mehr geeignet ist, Dir jetzt schon einen günstigen Begriff von dem Verfasser zu geben."

Wie viel sich mein Bruder in den Jahren 1883 bis 1888 mit den Franzosen und ihrer Literatur beschäftigt hat, sieht man aus einer Fülle von Aufzeichnungen, die nur zum kleineren Theil in veränderter Form in seine Bücher übergegangen sind. Einen unvollendeten Essay aus dem Sommer 1885 glaube ich am Besten an dieser Stelle in die rechte Beleuchtung zu setzen. Manches daraus ist im „Jenseits von Gut und Böse" und in der „Götzendämmerung" zu finden; immerhin hat es noch so viel Eigenartiges, daß ich es auch in dieser Form den Lesern vorführen möchte:

„Auch heute noch ist die freieste und weiteste Kultur des europäischen Geistes unter Franzosen und in Paris zu finden; aber man muß gut zu suchen verstehen. Diese Ausgesuchten halten sich jetzt verborgener als je; sie haben sich mit stiller Wuth von allen Geschmacksbewegungen der Masse gelöst und sind vor der ‚rasenden Dummheit' des demokratischen Bourgeois in schwer zugängliche Winkel geflüchtet. Diese gegenwärtigen Aristokraten

des französischen Geistes, eine zarte Art von Menschen, welche nicht gerade auf den kräftigsten Beinen steht und auch der Zahl nach gering sein mag, — sie insgesammt erkennen als ihre Vorfahren und Meister etwa folgende höheren Geister an. Vorerst Stendhal, das letzte große Ereigniß des französischen Geistes, dem auch jeder billig denkende Ausländer die ersten Ehren geben muß, als einem erkennenden, vorwegnehmenden Genie, das mit einem napoleonischen Tempo durch sein unentdecktes Europa marschirt ist und zuletzt sich allein fand, schauerlich allein. Jetzt, wie gesagt, kommandirt er, ein Befehlshaber für die Ausgewähltesten. Es hat zweier Geschlechter bedurft, um ihm nahe zu kommen; wer aber mit feinen und verwegenen Sinnen begabt ist, neugierig bis zum Cynismus, Logiker aus Ekel, Räthselrather und Freund der Sphinx gleich jedem rechten Europäer, Der wird ihm nachgehen müssen. Möge er ihm auch darin folgen, voller Scham vor den Heimlichkeiten der großen Leidenschaft und der tiefen Seelen stehen zu bleiben! Diese Noblesse des Schweigen-Könnens, Stehen-Bleiben-Könnens hat er zum Beispiel vor Michelet und sonderlich vor den deutschen Gelehrten voraus.

Sein Schüler ist Mérimée, ein vornehm zurückgezogener Artist und Verächter jener schwammigten Gefühle, welche ein demokratisches Zeitalter als seine ‚edelsten Gefühle' preist, streng gegen sich und voll der härtesten Ansprüche an seine künstlerische Logik, beständig bereit, kleine Schönheiten und Reize einem starken Willen zur Nothwendigkeit zu opfern: eine echte, wenngleich nicht reiche Seele in einer unechten und schmutzigen Umgebung und Pessimist genug, um die Komoedie mitspielen zu können, ohne sich zu erbrechen.

Ein anderer Schüler Stendhals ist Taine, jetzt der erste lebende Historiker Europas, ein entschlossener und noch in seiner Verzweiflung tapferer Mensch, dem der Muth so wenig als die Willenskraft unter dem fatalistischen Druck des Wissens in Stücke gegangen ist, ein Denker, welchen weder Condillac in Hinsicht auf Tiefe noch Hegel in Hinsicht auf Klarheit beeinträchtigt haben, einer vielmehr, der zu lernen verstand und für lange Zeit verstehen wird zu lernen: die Franzosen der nächsten Generation haben in ihm ihren geistigen Zuchtmeister. Er vornehmlich ist es, der den Einfluß Renans und Sainte-Beuves zurückdrängt, welche Beide ungewiß und skeptisch bis auf den letzten Grund ihres Herzens sind: Renan, eine Art katholischer Schleiermacher, süßlich, bonbon, Landschaften und Religionen nachempfindend: Sainte-Beuve, ein abgebrannter Dichter, der sich auf die Seelen-Anschnüffelei verlegt und gar zu gern verbergen möchte, daß er weder im Willen noch in der Philosophie irgend einen Halt hat, ja sogar, was nach Beidem nicht Wunder nimmt, eines eigentlichen festen Geschmackes in artibus et literis ermangelt. Zuletzt merkt man ihm die Absicht an, noch aus diesem Mangel eine Art Prinzip und Methode von kritischer Neutralität zu bilden: aber

der Verdruß verräth sich zu oft, einmal darüber, daß er in der That für gewisse Bücher und Menschen wirklich einige Male nicht neutral, nämlich begeistert gewesen ist — er möchte diese schrecklichen petits faits aus seinem Leben wegstreichen, weglügen —, sodann aber über das viel unangenehmere grand fait, daß alle großen französischen Menschenkenner auch noch ihren eigenen Willen und Charakter im Leibe hatten, von Montaigne, Charron, Larochefoucauld bis auf Chamfort und Stendhal: denen Allen gegenüber ist Sainte-Beuve nicht ohne Neid und jedenfalls ohne Vorliebe und Vorverständniß.

Viel wohlthätiger, einseitiger, tüchtiger in jedem Sinne ist der Einfluß Flauberts: mit seinem Uebergewicht von Charakter, der sogar die Einsamkeit und den Mißerfolg vertrug — etwas Außerordentliches unter Franzosen —, regirt er augenblicklich in dem Reiche der Roman-Aesthetik und des Stils, — er hat das klingende und bunte Französisch auf die Höhe gebracht. Zwar fehlt auch ihm wie Renan und Sainte-Beuve die philosophische Zucht, ingleichen eine eigentliche Kenntniß der wissenschaftlichen Prozeduren: aber ein tiefes Bedürfniß zur Analyse und sogar zur Gelehrsamkeit hat sich zusammen mit einem instinktiven Pessimismus bei ihm Bahn gebrochen, wunderlich vielleicht, aber kräftig genug, um den gegenwärtigen Romanschriftstellern Frankreichs damit ein Vorbild zu geben. In der That geht auf Flaubert der neue Ehrgeiz der jüngsten Schule zurück, sich in wissenschaftlichen und pessimistischen Attitüden vorzuführen.

Was von Dichtern jetzt in Frankreich blüht, steht unter Heinrich Heines und Baudelaires Einfluß, vielleicht Lecomte de Lisle ausgenommen: denn in gleicher Weise, wie Schopenhauer jetzt schon mehr in Frankreich geliebt und gelesen wird als in Deutschland, ist auch der Kultus Heinrich Heines nach Paris übergesiedelt. Was den pessimistischen Baudelaire betrifft, so gehört er zu jenen kaum glaublichen Amphibien, welche eben so sehr deutsch als pariserisch sind; seine Dichtung hat Etwas von Dem, was man in Deutschland Gemüth oder ‚unendliche Melodie', zuweilen auch Katzenjammer nennt. Im Uebrigen war Baudelaire der Mensch eines vielleicht verdorbenen, aber sehr bestimmten und scharfen, seiner selbst gewissen Geschmackes: damit tyrannisirt er die Ungewissen von heute. Wenn er seinerzeit der erste Prophet und Fürsprecher Delacroixs war: vielleicht, daß er heute der erste ‚Wagnerianer' von Paris sein würde. Es ist viel Wagner in Baudelaire.

Victor Hugo, ein ‚Esel von Genie' — der Ausdruck ist von Baudelaire —, welcher immer den Muth zu seinem schlechten Geschmack gehabt hat; er verstand, damit zu kommandiren, er, der Sohn eines napoleonischen Generals. In seinen Ohren hatte er die Bedürfnisse einer Art von militärischer Rhetorik, er ahmte Kanonenschüsse und das Knattern von Raketen in Worten nach; der französische esprit erscheint bei ihm gleichsam durch Dampf und

Lärm verdunkelt, oft bis zur baaren, nackten Dummheit. Niemals hat ein Sterblicher solche dumpfe, platzende Antithesen geschrieben. Zum anderen Theil gab er auch den Malerbegierden seiner Augen die Herrschaft über seinen Geist: er strotzt von pittoresken Einfällen und thut oft nichts, als genau abschreiben, was er sieht, was die Maler-Halluzination ihm vor seine Augen stellt. Er, der Plebejer, der seinen starken Sinnesbegierden, ich meine seinen Ohren und Augen, auch mit dem Geiste zu Willen ist — Das nämlich ist die Grundthatsache des französischen romantisme als einer plebejischen Reaktion des Geschmackes —: er ist damit auf der entgegengesetzten Bahn und will gerade das Umgekehrte von Dem, was die Dichter einer vornehmen Kultur, wie zum Beispiel Corneille, von sich wollten. Denn Diese hatten ihren Genuß und ihren Ehrgeiz daran, ihre vielleicht noch stärker gearteten Sinne mit dem Begriff zu überwältigen und gegen die brutalen Ansprüche von Farbe, Tönen und Gestalten einer feinen hellen Geistigkeit zum Siege zu verhelfen: womit sie, wie mich dünkt, auf der Spur der großen Griechen waren, so wenig sie gerade davon gewußt haben mögen. Genau Das, was unserem plump sinnlichen und naturalistischen Geschmack von heute Mißbehagen an den Griechen und den älteren Franzosen macht, — war die Absicht ihres künstlerischen Wollens, auch ihr Triumph: denn sie bekämpften und besiegten gerade den ‚Sinnen-Pöbel', dem zu einer Kunst zu verhelfen der Ehrgeiz unserer Dichter, Maler und Musiker ist. Zu diesem künstlerischen Wollen Victor Hugos stimmt sein politisches und moralisches: er ist flach und demagogisch, vor allen großen Worten und Geberden auf dem Bauche liegend, ein Volksschmeichler, der mit der Stimme eines Evangelisten zu allen Niedrigen, Unterdrückten, Mißrathenen, Verkrüppelten redet und nicht einen Hauch davon weiß, was Zucht und Redlichkeit des Geistes, was intellektuelles Gewissen ist, — im Ganzen ein unbewußter Schauspieler, wie fast alle Künstler der demokratischen Bewegung. Sein Genie wirkt auf die Masse nach Art eines alkoholischen Getränkes, das zugleich berauscht und dumm macht.

Die selbe Gattung von Sympathien und Antipathien und manches Aehnliche in der Begabung besitzt ein anderer Fürsprecher des Volkes, der Historiker Michelet, nur an Stelle der Maleraugen eine bewunderungwürdige Fähigkeit, Gemüthszustände bei sich nachzubilden, nach Art der Musiker: im Unklaren darüber würde man ihn heute daraufhin als einen Menschen des Mitleides ansprechen. Dieses Mitleid ist jedenfalls etwas Zudringliches; in seinem Verkehr und noch in seiner Verehrung vergangener Menschen liegt viel Unbescheidenheit, ja es scheint mir bisweilen, als ob er an seine Gefühlsarbeit mit einem Eifer herangeht, daß er dazu nöthig hat, seinen Rock auszuziehen. Auf einer gewissen Höhe von Erregung überkommt ihn jedesmal der Anfall des Volkstribunen, er kennt auch aus eigener Erfahrung die

Raubthierwuthanfälle des Pöbels. Daß ihm Napoleon eben so sehr als Montaigne fremd ist, bezeichnet das Unvornehme seiner Moralität genügend. Seltsam, daß auch er, der arbeitsame, sittenstrenge Gelehrte, reichlich an der neugierigen Geschlechts-Lüsternheit des Galliers Theil hat: und je älter er wurde, desto mehr wuchs diese Art der Neugierde.

Demokratisch endlich und folglich ebenfalls schauspielerisch ist das Talent der George Sand: sie ist beredt in jener schlimmen Manier, daß ihr Stil, ein bunter, zuchtloser, übertreibender Weiber-Stil, jede halbe Seite mit ihrem Gefühl durchgeht, — nicht umgekehrt, so sehr sie wünscht, daß man das Umgekehrte glaube. In der That, man hat viel zu sehr an ihr Gefühl geglaubt: während sie reich in jener kalten Geschicklichkeit des Schauspielers war, der seine Nerven zu schonen weiß und das Gegentheil davon alle Welt glauben macht. Man darf ihr zugestehen, daß sie eine große Begabung zum Erzählen hat; aber sie verdarb Alles und für immer durch ihre hitzige Weibskoketterie, sich in lauter Mannsrollen zu zeigen, welche gerade ihrem Wuchse nicht zusagten — ihr Geist war kurzbeinig —, so daß ihre Bücher nur eine kleine Zeit ernst genommen wurden und schon heute unter die unfreiwillig komische Literatur gerathen sind. Und wenn es vielleicht nicht nur Koketterie, sondern auch Klugheit war, was sie trieb, sich immer mit Manns-Problemen und männlichem Zubehör zu drapiren, eingerechnet Hosen und Cigarren: zuletzt springt das sehr weibliche Problem und Unglück ihres Lebens trotzdem in die Augen, nämlich, daß sie zu viel Männer nöthig hatte und daß auch noch in diesen Ansprüchen ihre Sinne und ihr Geist uneins waren. Was konnte sie dafür, daß die Männer, an denen ihr Geist Wohlgefallen fand, jedesmal zu kränklich waren, um ihren Sinnen genug zu thun? Daher das ewige Problem zweier Liebhaber zugleich und eine ewige Nöthigung der weiblichen Scham, über diesen Thatbestand zu täuschen und sich zu geben, als ob ganz andere, viel allgemeinere, viel unpersönlichere Probleme bei ihr im Vordergrunde stünden. Zum Beispiel das Problem der Ehe: aber was ging sie die Ehe an!" ...

Hier bricht der Essay ab; ich füge aber noch einige Bemerkungen aus dem Herbst 1888 über französische Schriftsteller hinzu, die hierher gehören:

„... Eine kleine Anzahl älterer Franzosen ist es, zu denen ich immer wieder zurückkehre: ich glaube nur an französische Bildung und halte Alles, was sich sonst in Europa ‚Bildung' nennt, für Mißverständniß," nicht zu reden von der deutschen Bildung ... Die wenigen Fälle hoher Bildung, die ich in Deutschland vorfand, waren alle französischer Herkunft, vor Allem Frau Cosima Wagner, bei Weitem die erste Stimme in Fragen des Geschmackes, die ich gehört habe. Daß ich Pascal nicht lese, sondern liebe, als das lehrreichste Opfer des Christenthumes, langsam hingemordet, erst leiblich, dann psychologisch, als die ganze Logik dieser schauderhaftesten Form unmenschlicher

Grausamkeit; daß ich Etwas von Montaignes Muthwillen im Geiste, wer weiß, vielleicht auch im Leibe habe; daß mein Artisten-Geschmack die Namen Molière, Corneille und Racine nicht ohne Ingrimm gegen ein wüstes Genie wie Shakespeare in Schutz nimmt: Das schließt zuletzt nicht aus, daß mir nicht auch die allerletzten Franzosen eine charmante Gesellschaft wären. Ich sehe durchaus nicht ab, in welchem Jahrhundert der Geschichte man so neugierige und zugleich so delikate Psychologen zusammenfischen könnte wie im jetzigen Paris: ich nenne versuchsweise — denn ihre Zahl ist gar nicht klein — Paul Bourget, Pierre Loti, Gyp, Meilhac, Anatole France, Jules Lemaître, oder um einen von der starken Rasse hervorzuheben, einen echten Lateiner, dem ich besonders zugethan bin, Guy de Maupassant. Ich ziehe diese Generation, unter uns gesagt, sogar ihren großen Lehrern vor, die allesammt durch deutsche Philosophie verdorben sind. So weit Deutschland reicht, verdirbt es die Kultur. Der Krieg erst hat den Geist in Frankreich ‚erlöst' ..."

In allen diesen Urtheilen, die zum Theil auch schon von meinem Bruder selbst veröffentlicht worden sind, zeigt er sich als französisch empfindenden Menschen und nicht als Deutschen, vielleicht sogar als einen in geistigen Dingen beinahe chauvinistisch empfindenden Franzosen. Ich erinnere mich aus dem Anfang der neunziger Jahre, daß ein Kritiker spöttisch bemerkte, mein Bruder habe Frankreich und die Franzosen deshalb so bevorzugt, weil ihm von dort die erste Anerkennung geworden sei. Nun, und wenn Dem so wäre: würde Das ein Grund zum Spott sein? Allenfalls ein Grund zum Spott über Deutschland, das seinen großen Männern, so lange sie leben und schaffen, fast immer blind gegenübersteht. In den Schulbüchern steht, daß der Genius das Urtheil der Menge verachtet, daß die für die Unsterblichkeit Geweihten unerschütterlich an sich und an die Zukunft ihres Ruhmes glauben, daß ihnen die Verständnißlosigkeit ihres Volkes nur ein Stachel mehr gewesen sei, sie auf der Ruhmesbahn vorwärts zu treiben. Aber man vergißt, die Jugend zu lehren, wie grenzenlos der Genius in seiner Vereinsamung leidet; er spricht, — tiefes Schweigen: es ist, als ob er in einen luftleeren Raum spräche; er spricht lauter, schärfer, leidenschaftlicher, — die Landsleute zucken höhnisch die Achseln. Als Schaffender ist er wohl der starke Held, der Alles überwindet, ganz allein auf die eigene Kraft gestellt, aber es kommen die Tage, da er sich nach Verständniß für seine Schöpfung sehnt, seine Stimme ausschickt nach Jüngern und Verkündern, und es giebt dunkle Stunden, da der Genius an sich selbst zweifelt, auf den schauerlich einsamen Weg, der vor ihm liegt, zagend blickt und sich nach einem einzigen verständnißvollen Wort sehnt! ... Mein Bruder hat unter dem eisigen Schweigen und Mißverstehen seines Vaterlandes tief gelitten, wenn er auch den Schmerz unter Ironie verbarg: „Ueberall sonst habe ich Leser, lauter ausgesuchte Intelligenzen, bewährte, in

hohen Stellungen und Pflichten erzogene Charaktere: ich habe sogar wirkliche Genies unter. meinen Lesern. In Wien, in Petersburg, in Stockholm, in Kopenhagen, in Paris, in New-York, überall bin ich entdeckt: ich bin es nicht in Europas Flachland, Deutschland ..." Alle diese fremdländischen Leser konnten ihn nicht für die Unbilden seiner Heimath trösten. „Zehn Jahre: und Niemand in Deutschland hat sich eine Gewissensschuld daraus gemacht, meinen Namen gegen das absurde Stillschweigen zu vertheidigen, unter dem er vergraben lag; ein Ausländer, ein Däne war es, der zuerst dazu genug Feinheit des Instinktes und Muth hatte, der sich über meine angeblichen Freunde empörte... An welcher deutschen Universität wären heute (1888) Vorlesungen über meine Philosophie möglich, wie sie letztes Frühjahr der damit noch einmal mehr bewiesene Psychologe Dr. Georg Brandes in Kopenhagen gehalten hat?" Und wenn ihn schließlich das feindsälige Mißverstehen, die höhnische Abwehr seiner Landsleute und seine grenzenlose Vereinsamung ungerecht gegen sein Vaterland machten, wenn er in Deutschland nur noch das Hemmniß aller welthistorischen Bewegung zur Geistesfreiheit, das Hinderniß für alle großen und freien Geister überhaupt sah, — wer darf es ihm vorwerfen? „Und zuletzt, warum sollte ich meinem Verdacht nicht Worte geben? Die Deutschen werden auch in meinem Falle wieder Alles versuchen, um aus einem ungeheuren Schicksal eine Maus zu gebären. Sie haben sich bis jetzt an mir kompromittirt; ich zweifle, daß sie es in Zukunft besser machen. Ah, was es mich verlangt, hier ein schlechter Prophet zu sein... Meine natürlichen Leser sind jetzt schon Franzosen, Russen, Skandinaven, — werden sie es immer mehr sein?" Ich hoffe, ich darf sagen: Mein Bruder ist ein schlechter Prophet gewesen.

Weimar. Elisabeth Förster-Nietzsche.

Ein Tugendbold.

„Ich bin ganz anders: ich folge nicht meinen Neigungen, ich beherrsche mich, ich mache immer gerade Das, was mir schwer wird."

„Schreiben Sie Ich groß, Baron?" fragte ihn einst bei diesen Auseinandersetzungen sein Gegenüber.

„Warum?" erwiderte der Freiherr Erwin von Gunzenhausen verblüfft.

„Nun, weil Sie sich für den Mittelpunkt der Welt zu halten scheinen."

Gunzenhausen wurde daraufhin etwas vorsichtig. Doch nur eine Weile; dann gewann die Freude an sich selbst wieder die Oberhand und er rühmte sich unbeirrt weiter. Die Bekannten hatten sich nach und nach an dieses Selbstlob gewöhnt; sie betrachteten es als einen lästigen, aber unschädlichen Sport und ließen es als unvermeidlich über sich ergehen. Nur Einer leistete dauernd Widerstand:

Doktor Morgan, der berühmte Chirurg. Noch jüngst rief er: „Donnerwetter, Barönchen, Sie könnten Einem mit Ihrem ewigen Gerede die Tugend vergraulen. Lassen Sie sie doch endlich mal in Ruhe!"

Der Arzt hatte es unwillkürlich gesagt, gerade wie wir, durch Reflexwirkung, niesen, wenn uns plötzlich ein heftiger kalter Luftzug trifft. Nun aber hätte man den kleinen Freiherrn sehen sollen! Er richtete sich so hoch empor, wie es seine runde Gestalt erlaubte, und sein bartloses, sonst rosiges Gesicht wurde dunkelroth. „Ich . . ich . .", keuchte er, nach Athem ringend.

„Ich groß geschrieben?" spottete der Arzt gutmüthig.

„Ich werde davon abs-tehen" (Gunzenhausen ist Hannoveraner und spricht das ‚st' zierlich aus) „ . . . man muß gemeinsame Gesichtspunkte haben, um sich zu verstehen." Prustend lehnte er sich in den mit rothem Juchtenleder bezogenen Sessel zurück und stemmte die wohlgepflegten Hände mit den langen spitzen Nägeln nervös gegen einander. Im Rauchzimmer des Unionklubs lachten Alle, Morgan besonders laut. Er trällerte statt der Antwort eine Melodie aus der „Geisha", seiner Lieblingsoperette. Dann dachte er: „Das arme Kerlchen! Er ist ja nur komisch, nicht böse. Er muß doch ein Vergnügen haben. Er hat nicht Weib, nicht Kind, mit seinen Verwandten steht er schlecht, er hat auch nicht viel zu beißen und zu brechen. Na, hülle er sich in seine Tugendfalten."

Erwin von Gunzenhausen war verheirathet gewesen. Es war der einzige dumme Streich, den er je gemacht hatte. Eine Schulreiterin aus dem Cirkus Renz, die schöne und nicht allzu leichtlebige Mademoiselle Célestine, hatte es ihm angethan. Tugendhaft, wie er war, bot ihr der kleine Baron mit seinem Herzen und seinem Geldbeutel auch zugleich seinen Namen an. Freifrau von Gunzenhausen zu werden, hatte Célestine gelockt, — den rundlichen Gemahl nahm sie als nothwendiges Uebel dabei mit in den Kauf. Natürlich hielt sie es nicht lange bei ihm aus. Er predigte damals schon, er schrieb damals schon Ich groß, freilich nicht so arg, aber doch genügend, um eine Schulreiterin gründlich zu langweilen und abzuschrecken. So verließ sie ihn eines Tages ohne Abschied; seinen Adelstitel, das Beste an ihm, trug sie ja: seine behäbige Person konnte sie entbehren. Ihm war es sehr unangenehm, daß sie seinen Namen durch den Staub der Manege schleife, wie er sich ausdrückte. Aber um eine gerichtliche Scheidung herbeizuführen, war er zu träg; auch scheute er das Gerede und Geklatsch darüber. Eine zweite Ehe zu schließen, beabsichtigte er nicht; er hatte an einer übergenug. So hielt denn seine Gemahlin sich angeblich ihrer Gesundheit wegen in Algier auf; nur Eingeweihte wußten, daß sie in Petersburg Hohe Schule ritt. Célestine war ins Ausland gegangen, weniger aus Rücksicht auf ihren Mann als aus Besorgniß, er könnte sie zurückholen. Sie war eitel — ein Weib und eine Cirkusdame! — und nahm deshalb an, er werde sie vermissen. Célestine besaß keine Menschenkenntniß, sonst hätte ihr klar sein müssen, daß Gunzenhausen nur an sich und seine Tugend dachte, da nun der Rausch der Verliebtheit verflogen war. Er hüllte sich in seine Tugend.

Aber war es im Grunde Tugend? Doktor Morgan behauptete, es sei nichts als Temperamentlosigkeit, Phlegma. In unserer zahmen Kulturwelt sei es ja viel schwerer, böse, als, gut zu sein. „Gut? Was ist denn eigentlich gut? Nur Das, was die Gesellschaft gut heißt. Also ist man gut, so lange man der Mehrheit gehorcht; lehnt man sich gegen ihre Beschlüsse auf, dann wird man für böse erklärt."

Oft wurden Morgans Behauptungen heftiger, als er selbst es gewollt hatte; er sagte mehr, als seiner Ansicht entsprach, nur um den drolligen Ausdruck der Entrüstung, die komischen Falten heiliger Abwehr in Gunzenhausens rothem, runden Gesicht beobachten zu können. Und der Freiherr nahm die Herausforderung stets auf; er war nicht scharfsinnig genug, um das Spiel zu durchschauen.

Verkehrte nun Erwin von Gunzenhausen nur mit Männern? O nein, durchaus nicht. Wenn die Männer ihm auch zuweilen das Leben sauer machten: die Frauen entschädigten ihn dafür. Sie hörten ihm geduldig zu, nahmen seine Reden vollkommen ernst und verehrten ihn. Vielleicht wäre ihm selbst seine Tugendrolle mit der Zeit langweilig geworden, wenn sie ihm nicht so viele bewundernde Blicke aus schönen Frauenaugen eingebracht hätte. Die vornehmen Damen glaubten an den idealen Freiherrn, wenn auch seine kurze, runde Gestalt ihrem Geschmack wenig entsprach. Aber Niemand war so gut, hatte diese altmodische, rührende Ritterlichkeit, erhob das Weib so auf ein Piedestal, betrachtete es so als Engel wie der kleine Gunzenhausen. Und es war so leicht, in seiner Gegenwart ideal zu sein, platonisch zu lieben, strenge Enthaltsamkeit zu üben, denn er reizte durchaus nicht zum Kokettiren, man blieb so kühl bei dem ehrfurchtvollen Druck seiner fetten, weißen, breiten Hand. Er verschaffte den Weltdamen einen eigenartigen Genuß.

Leute, die üppig leben, gehen gern auf einige Sommerwochen nach dem Diät fordernden Marienbad; es befreit sie von der Körperfülle, die sie den winterlichen Schwelgereien verdanken. Nun, Baron Erwin war für die vornehmen Frauen ein seelisches Marienbad; die Weltlichkeit fiel in seiner Gegenwart von ihnen ab, sie wurden zusehends ätherisch, ganz Tugend, ganz Entsagung. Wie pikant, wenn man sonst eine reizende Sünderin ist! Darum lauschten die Salondamen den Predigten des Freiherrn so gern ...

Man saß beim Thee in einem halbdunklen üppigen Gemach; Wein trank Gunzenhausen nie, er war Antialkoholist, er war überhaupt sehr viel „Anti“. Man schlürfte also ganz schwachen Thee aus kostbaren meißener Täßchen und knusperte dazu Hafermehlkuchen nach neuester hygienischer Vorschrift. War Das geschehen, dann reckte Erwin von Gunzenhausen seine runde Gestalt so hoch wie möglich empor und sprach, — sprach über die Tugend und das Ideal. Hin und wieder ertönte ein Seufzer seines schönen Gegenübers; es war kein Laut des Schmerzes, sondern ein Laut wollüstigen Behagens, nicht allein seelischen, nein, körperlichen Behagens. Hätte die Dame den Seufzer in Worte kleiden sollen, so wäre sie in Verlegenheit gewesen. Aber er lautete wohl: „Ich fühle, wie mir die Flügel wachsen, wie ich in den Aether hineinschwebe, — ach!“

Und wenn der Freiherr schloß — er ist kurzathmig und auch sein Vorrath an Gedanken ist bald erschöpft —, dann lehnte sich seine Freundin schmachtend im Sessel zurück, seufzte nochmals und sagte: „Es war wieder so schön, so ideal! So schön, wie nur Sie es auszudrücken verstehen. Man wird ordentlich besser, wenn man den Genuß Ihrer Gesellschaft hat.“

Ist der Tugendbold nicht ein glücklicher Mann? Wenn die Männer ihm auch zuweilen das Leben sauer machen: die Frauen entschädigen ihn dafür.

Charlottenburg. G. von Beaulieu.

Zarathuſtra.

O Karneval der Kunſt,
o Mummenſchanz des Wiſſens
an des Jahrhunderts Wende —!

Wie zieht in goldnen Klängen
voll Purpurgluth
durch der Zeiten wirren Narrenchor,
ſeelenerſchütternd,
götzenſtürzend,
weltleidlöſend,
Du Unſterblicher,
Dein meduſiſch Hohelied!

Und wie in Adlerfängen blutend,
gebrochen
und doch voll Uebermenſchen-Schöne
und Heilandsglorie,
ſchwebt Dein prometheiſcher Heldenleib
majeſtätiſch
im Sternenreigen
durch die blaue Nacht
empor —

Tief unter Dir Dein Golgatha —
umrauſcht von Sphären-Harmonien,
umtoſt von olympiſchen Traumes-Hymnen,
umſtürmt von Dithyramben.
O Dionyſos — Evoë!

Empor, empor!

Drängt dort nicht nach ein Chriſtenchor?
Mit Kreuzesbannern, Kirchenfahnen?
Beſchleicht ein Traum mein Auge?

Empor, empor!

Schon wälzt ſichs nach:
Hoſianna Zarathuſtra, reinſter Thor!

O Karneval des Lebens,
o Mummenſchanz des Wahnes,
ewiges Narrenfeſt für Götter —

München. Michael Georg Conrad.

Die Unterseeboote.

Die Versuche mit submarinen Booten sind nicht neu; an ihr Gelingen knüpfen sich wichtige Erwartungen zunächst für die Küstenvertheidigung. In England wurde schon im Jahre 1620 ein unter den Wasserspiegel versenkbares Boot gebaut. In Amerika konstruirte man im Jahre 1773 ein Boot in Gestalt einer Schildkröte, dessen Versenkbarkeit durch die Möglichkeit, eine Wassermenge aufzunehmen, geregelt wurde. Trotzdem der Angriff dieses Unterseefahrzeuges gegen ein englisches Schiff mißlang, behielten die Seemächte das Problem im Auge; Frankreich baute im Jahre 1863 den „Plongeur" und Spanien 1888 den „Peral". Dem Peral war es vor zehn Jahren geglückt, einen Hulk in die Luft zu sprengen; dagegen gelangte er im letzten Kriege gegen die amerikanischen Panzer nicht zur Verwendung.

In Frankreich hatte man mit dem „Goubet", einem Boot von sechs Meter Länge und fünf Knoten Geschwindigkeit, im Jahre 1882 die Elektrizität als motorische Kraft zu benutzen versucht und in neuester Zeit war es der Marine-Ingenieur Gustave Zédé, dessen Pläne den Admiral Aube veranlaßten, ein Versuchsboot von dreißig Tonnen Raumgehalt und 7,2 Meter Länge, den „Gymnote", durch ihn erbauen zu lassen. Dieses Boot senkte sich, fuhr unter der Meeres-Oberfläche, tauchte auf und unter wie eine Fischotter und die französische Regirung entschloß sich danach zum Bau eines Stahlbootes, das „Gustave Zédé", von 48,5 Meter Länge, 3,2 Meter Breite und Tiefe, 266 Tonnen Raumgehalt und fünfzehn Knoten Maximalgeschwindigkeit. Diesem neuen Boote ist es bei dem jüngsten französischen Geschwadermanöver im Mittelmeer gelungen, das Panzerschiff Magenta auf der Rhede von Salins d'Hyères zweimal mit seinen Torpedos zu treffen und die Fahrt von Toulon nach den Hyerischen Inseln und von dort noch nach Marseille mit eigener elektrischer Kraft zurückzulegen. Das Boot lief 41 Seemeilen oder etwa 76 Kilometer und behielt noch die Hälfte seiner Akkumulatoren gefüllt. Es konnte also 150 Kilometer zurücklegen, ohne seinen elektrischen Kraftvorrath ergänzen zu müssen. Das ergiebt eine genügende Aktionfähigkeit für die Küstenvertheidigung.

In gleicher Weise gelang unmittelbar darauf der Versuch mit einem englischen Unterseeboote bei Sidney. Es wird sich also nur noch fragen, ob diese Fahrzeuge sich auch auf die Dauer bewähren, namentlich, ob ihnen die genügende Fahrtgeschwindigkeit zu sichern ist, um jeden Kriegshafen gegen den Angriff feindlicher Panzer zu schützen. Dagegen erscheint eine Verwendung bei Kämpfen auf hoher See ausgeschlossen.

Das französische Geschwader, an dessen Manövern der „Gustave Zédé" theilnahm, dampfte mit dem unterseeischen Boot am achtzehnten Januar von

Toulon nach den Hyerischen Inseln. Da starke Brise und schwerer Seegang herrschten, ließ sich der „Gustave Zédé", der besseren Steuerung halber, so tief sinken, daß nur seine Kuppel über das Wasser hinaus ragte; wenn das Fahrzeug von den Wogen zu stark hin- und hergeschleudert wurde, verschwand es unter dem Wasser, nahm jedoch, so bald es wieder für Momente an die Oberfläche kam, den richtigen Kurs wieder auf. Die Fahrt war nur kurz, allein nach Beendigung der Manöver legte das Boot noch fünfzig Seemeilen in Begleitung eines anderen Schiffes zurück. Es machte sechs Knoten in der Stunde, mit der Kuppel über dem Wasser, und erreichte im Maximum 8 Knoten; allein wegen des schweren Seeganges mußte Alles an Bord, um nicht durcheinander geworfen zu werden, unter Verschluß gehalten werden, so daß sich die Bemannung sieben Stunden hindurch unter den selben Verhältnissen befand, als wenn das Boot unter Wasser gefahren wäre. Bei den Hyeren ging das Geschwader in Gefechtsformation über und wurde nun bei allen Evolutionen von dem Boote verfolgt, das bald an der Meeresoberfläche erschien, bald in die Tiefe hinabsank. Wenn es auftauchte, sah man nichts als das Glasfenster der Metallkuppel, das von dem Blau der Wogen selbst für das geübte Auge des Seemannes schwer zu unterscheiden war. Sobald jedoch der gefährliche Feind entdeckt und das Geschütz auf ihn gerichtet war, verschwand er wieder und hatte augenscheinlich genügend rekognoszirt, um die Panzerschiffe angreifen zu können.

Zu verschiedenen Malen kam das unterseeische Boot so nah an die Geschwaderlinie heran, daß es auf dreißig bis vierzig Meter vor sich das Panzerschiff noch nicht erkannt hatte, gegen das es unter Wasser dirigirt werden sollte, und genöthigt war, sich an die Oberfläche zu wagen. Man erblickte dann plötzlich eine von Wasser triefende konvexe Kuppel von etwa einem Meter Durchmesser über den Wogen. Zweimal gelang, wie erwähnt, ein Torpedoangriff auf das Schlachtschiff Magenta, sowohl während es in Fahrt war, als während es vor Anker lag; das Boot selbst aber schien unangreifbar zu sein. Es konnte von den Schlachtschiffen aus erst bei einer Annäherung auf zwei Kilometer gesichtet werden; wenige Sekunden nach seinem letzten Erscheinen an der Oberfläche war seine Aufgabe bereits erfüllt und der Torpedo saß in den Flanken des zum Zielobjekt genommenen Panzerschiffes. Im Ernstfalle wäre die „Magenta" mit ihrer Besatzung von achthundert Mann, ihren gewaltigen Geschützen und Panzerthürmen von dem unscheinbaren Angreifer vernichtet worden. Das Boot konnte bei seinem letzten Auftauchen getroffen werden; vorher würde es aber seinen Torpedo abgefeuert haben.

Nach Beendigung der Manöver setzte sich das Geschwader zur Rückkehr von den Hyeren nach Marseille in Marschordnung und die Avisos, die Kreuzer, die schweren Panzerschiffe und Contre-Torpedoboote nahmen mit guter Fahrt-

geschwindigkeit ihren Kurs dorthin. Hinter ihnen, zur Seite und vor ihnen evolutionirte während der Fahrt das submarine Boot, legte ohne Aufenthalt oder Zufall den ganzen Weg nach Marseille zurück und bewies damit nach den französischen Berichten, daß es hinreichende Manövrirfähigkeit und Fahrtgeschwindigkeit besitze.

„Mit einem Wort", erklärte ein Fachmann, dessen Urtheil allerdings optimistisch gefärbt sein mag, „das Boot fährt über und unter dem Wasser. Es verfeuert seine Torpedos mit Erfolg. Unter Wasser ist es unangreifbar. Es ist bei Tage den gewöhnlichen Torpedobooten, die sich vorzugsweise zur Verwendung bei Nacht eignen, durchaus überlegen. Es ist unter Wasser blind; allein dieser Fehler kann beseitigt werden. Dagegen weist es sein geringer Aktionbereich auf die Küstenvertheidigung hin. Es ist ein reines Vertheidigungsschiff." Im Vergleich mit diesem sehr günstigen Urtheil lauteten andere Urtheile weniger befriedigend. Der Steuermann des Bootes könne sich unter Wasser nicht orientiren und wisse nicht, wohin er fahre. Die Spiegelapparate und Prismen des Periskops, das zur Beobachtung des Meereshorizonts angewandt wird, hätten sich nicht bewährt und deshalb müsse das Boot von Zeit zu Zeit an die Oberfläche steigen, um sich zu orientiren. Das kann den Gegner auf das Herannahen des Bootes aufmerksam machen; immerhin ist die Zeitdauer des Emportauchens so kurz und das Ziel, die schmale Kuppel, so klein, daß ein wirksames Feuer auf das Boot kaum möglich ist. Und für die Fahrt unter dem Meeresspiegel bietet doch der Kompaß immer die Möglichkeit einer annähernden Orientirung für den entscheidenden Torpedoangriff. Eine feine, gekräuselte Linie am Meeresspiegel soll auf einen Kilometer Distanz die Bewegungen des unter Wasser fahrenden Bootes verrathen. Diese Linie dürfte aber nur bei ganz ruhiger See und völlig klarem Wetter wahrnehmbar sein; außerdem kann Geschützfeuer dem Boote, so lange es unter Wasser bleibt, überhaupt nicht gefährlich werden. Ein wichtigerer Einwurf scheint die geringe Geschwindigkeit von nur acht Knoten in der Stunde zu sein, da doch Schlachtschiffe stets eine weit größere Geschwindigkeit haben. Schon mit einer Geschwindigkeit von neun bis zehn Knoten würden sie sich also dem Angriff des submarinen Bootes mit Aussicht auf Erfolg entziehen; und auch bei der Blockade pflegen die Schiffe ja nicht ruhig zu liegen, sondern in Bewegung zu bleiben. Natürlich wird es immer darauf ankommen, daß sie das Herannahen des Boots auch rechtzeitig bemerken. In der Regel wird Das wohl nicht der Fall sein, so daß ein Blockade-Geschwader aus seiner größeren Geschwindigkeit keinen sicheren Vortheil ziehen wird. Uebrigens ist es nicht ausgeschlossen, ja sogar wahrscheinlich, daß die Geschwindigkeit der submarinen Boote sich durch Verstärkung ihres Motorapparates noch um einige Knoten erhöhen lassen wird.

Man darf auch nicht vergessen, daß die großen Linienschlachtschiffe und Panzerkreuzer bei ihrem sehr komplizirten Maschinenapparat und auch in Folge anderer Umstände mit der Zeit mehrere Knoten von ihrer nominellen Geschwindigkeit einbüßen, so daß fast alle Flotten zahlreiche Schlachtschiffe von nur zwölf Knoten wirklicher Geschwindigkeit aufweisen. Bei Verwendung des Bootes zur Nachtzeit machte sich der unvorhergesehene Umstand nachtheilig geltend, daß das Licht der zur Beleuchtung des Fahrwassers bestimmten elektrischen Apparate solche Schwärme von Fischen anzog, daß der Ausblick beinahe ganz verhindert wurde. Uebelstände sind also noch vorhanden, man kann aber erwarten, daß sie der heutigen Technik nicht unüberwindlich sind.

Die 1896 in Frankreich ausgeschriebene Konkurrenz hat auch zur Konstruktion eines Bootes für die Offensive, des „Narval", geführt. Sechs Fahrzeuge dieser Gattung zu 106 Tonnen Raumgehalt und zwei verbesserte „Zédé"-Boote sollen im laufenden Jahre in Cherbourg, Brest, Lorient und Rochefort in Bau genommen werden und sind zum Theil schon im Bau. Frankreich wird also, die beiden Modellbote und den durch Subskription aufgebrachten „Le Francais" miteinbegriffen, binnen Kurzem über elf submarine Torpedoboote verfügen. Die „Narval"-Boote bedienen sich der Elektrizität für ihre Fortbewegung nur unter der Meeresoberfläche, sonst des Dampfes. Ihr Aktionbereich wird dadurch ein beträchtlich größerer als der der „Zédé"-Boote, da sie nicht auf den Elektrizitätvorrath ihrer Akkumulatoren angewiesen sind. Sie können außer auf die eigenen auf die von anderen Schiffen eines Geschwaders mitgeführten Kohlenvorräthe rechnen und aus diesem Grunde bei der Offensive einer Flotte, wenn auch nicht allzu weit von der Küste, mitwirken. Sie führen vier Torpedolancirrohre, der Zédétypus nur eins. Sie sind aus Stahl gebaut, 34 Meter lang, 3,75 Meter breit und haben einen Tiefgang von 1,6 Meter. Die Dampfmaschinen sind von dreifacher Expansion und vielrohrigem Kessel zu 217 Pferdekräften und zwölf Knoten Geschwindigkeit. Das verbessere „Zédé"-Boot, das in Cherbourg bereits gebaut wird, ist der „Morse", ein Fahrzeug von 146 Tonnen, 36 Meter Länge, 2,75 Meter Breite und 2,75 Meter Tiefe. Es wird in Bronze ausgeführt und soll durch seine Akkumulatorenmaschine eine Maximalgeschwindigkeit von dreizehn Knoten erhalten. Die Kosten für „Narval" und „Morse" betragen je 650000 Francs, also noch nicht den vierzehnten Theil der Kosten eines Schlachtschiffes. Sie sollen, eben so wie der „Zédé", während des Kampfes gegen den Feind bis auf eine gewisse Entfernung auf der Seeoberfläche fahren und erst, wenn sie in gefährliche Sicht und in die Feuerbereichszone gelangt sind, untertauchen und den eigentlichen Angriff unter dem Wasserspiegel führen.

In England hatte man sich lange sehr skeptisch gegen die „blinden"

Boote gezeigt, verfolgt aber die neuesten französischen Versuche aufmerksam und äußert vielfach den Wunsch, das Interesse der Konstrukteure, unbeschadet der Durchführung des Flottenbauprogramms, in verstärktem Maße auf die submarinen Boote zu lenken. Auch hat, wie erwähnt, vor Kurzem bei Sidney ein gelungener Versuch in Gegenwart des Admiral Pearson stattgefunden. In Frankreich rechnet man darauf, ein wirksames Mittel des Küstenschutzes gewonnen zu haben und damit die Inferiorität der eigenen Flotte gegenüber der englischen ausgleichen zu können. Schon die vorhandenen Torpedoboote, meint man, könnten die Blockade der Häfen sehr erschweren; die submarinen Boote würden sie vollends unmöglich machen.

Bewähren sich die Fahrzeuge auf die Dauer, so wird man daher zweifellos in Frankreich zum Bau einer ganzen Flotille schreiten; und wenn schon ein einziges submarines Boot gefährlich werden kann, so dürfte eine ganze Flotille, besonders in den engen Gewässern des Kanals und des Pas de Calais, allerdings die Aktion selbst eines großen Geschwaders aufhalten können. Dagegen gilt als vollkommen ausgeschlossen, daß die Unterseeboote berufen sind, eine Revolution im Schiffbau herbeizuführen und die Herrschaft der Panzerschiffe zu brechen. Selbst in der französischen Marine rechnet man nur mit der Möglichkeit, bei der Nähe der feindlichen Küste die englischen Panzer in ihren eigenen Häfen durch submarine Boote anzugreifen; nur scheint man dabei die Stärke der aus mehreren Reihen versenkter Torpedos u. s. w. bestehenden englischen Hafensperren zu unterschätzen.

Obgleich nach Alledem umfassende Erfahrungen über die Bewährung des Bootstypus in allen Lagen und Richtungen und auf die Dauer noch nicht vorliegen, ist mit dem Gelingen des touloner Versuches doch eine neue Aera eröffnet worden. Die weitere Entwickelung des bedeutsamen Kriegswerkzeuges verdient nicht nur das lebhafte Interesse der Fachmänner, sondern mit Rücksicht auf neue Militärforderungen auch die Aufmerksamkeit des Reichstages.

Keine Seemacht wird, vorausgesetzt, daß sich die gemachten Versuche auf die Dauer bewähren, von der Anschaffung von Unterseebooten absehen können. Legt man den Preis des „Narval“ und „Morse“ zu Grunde und rechnet auch nur für Wilhelmshaven, die Weser- und Elbmündung, für Kiel, Swinemünde, Danzig und Königsberg je ein Boot, so ergäbe Das einen einmaligen Kostenaufwand von $3\,^3/_4$ Millionen Mark und entsprechend dauernde Ausgaben für Bemannung und Unterhaltung.

Um wie viel diese Beträge sich aber erhöhen würden, wenn die Erprobung der neuen Boote zur Bildung ganzer Flotillen führte, Das läßt sich auch nicht annähernd übersehen. Man hätte daher gut gethan, bei der Bewilligung der Mehrforderungen für das Landheer möglichst vorsichtig zu sein.

Breslau. Oberstlieutenant Rogalla von Bieberstein.

Jugendliche Verbrecher.

Fast überall nimmt das jugendliche Verbrecherthum stetig zu, in vielen Ländern sogar schneller als die Einwohnerzahl, und die auf Eindämmung abzielenden Anstrengungen haben bisher wenig genützt. Es wäre lehrreich, zu wissen, in welchen Ländern die meisten und in welchen Ländern die wenigsten jugendlichen Missethäter sind; denn man könnte daraus Schlüsse auf die nothwendigen Präventiv- und Repressiv-Maßregeln ziehen. Leider ist es jedoch unmöglich, Vergleiche zwischen den verschiedenen Ländern auch nur mit annähernder Zuverlässigkeit anzustellen. Diese Unmöglichkeit rührt weniger von einem Mangel an zahlenmäßigen Nachweisen als davon her, daß die vorhandenen Ziffern, mit einander verglichen, nicht als verläßliche Darstellung der Thatsachen gelten können.

Die Ziffern der Verbrechensstatistik nämlich, einerlei ob sie sich auf jugendliche oder auf erwachsene Missethäter beziehen, hängen vom Strafgesetz und dem Strafverfahren des Landes ab. Strafgesetz und Strafverfahren sind aber in jedem Lande anders beschaffen und jede Bevölkerung hat eine andere Auffassung der Strafrechtspflege. So lange diese zum Theil gewaltigen Unterschiede in den Gesetzen und der Praxis bestehen, müsse alle Vergleichungversuche scheitern. Nur einen Punkt darf ich für das jugendliche Verbrecherthum ausnehmen: man kann nämlich mit einiger Sicherheit behaupten, daß Delikte gegen die Person, besonders gegen das Leben, bei der Jugend im Süden Europas verbreiteter sind als im Norden. Die Ursachen dieser Erscheinung sind zweifelhaft. Die Einen wollen den Unterschied aus den politischen, kirchlichen, wirthschaftlichen und Familienverhältnissen, also aus rein sozialen Verschiedenheiten, erklären, die Anderen machen physische und geistige oder auf das soziale Gebiet hinüberwirkende Rassenverschiedenheiten verantwortlich. Am Wahrscheinlichsten ist ein Zusammenwirken aller dieser Faktoren und des Klimas. Das meint auch Enrico Ferri.

Um zunächst bei den Delikten gegen das Leben stehen zu bleiben: es ist interessant, England und die Vereinigten Staaten zu vergleichen. Die Statistik der nordamerikanischen Gesammtbevölkerung von 1890 registrirt, daß 23 Personen unter 14 und 388 zwischen 15 und 18 Jahren wegen Tötung sich in den Gefängnissen befanden. In England dagegen fanden in den Jahren 1893 und 1894 überhaupt keine Verurtheilungen von Angeklagten unter 16 Jahren wegen Mordes und nur sieben wegen Totschlags statt; in der selben Zeit erfolgten Verurtheilungen von sechs Personen im Alter von 16 bis 21 Jahren wegen Mordes und von achtzehn Personen der selben Altersstufe wegen Totschlags. Man mag nun selbst an die allergrößten Verschiedenheiten des Strafverfahrens in den beiden Ländern denken: der Schluß bleibt unabweislich, daß Mord und Totschlag in der Union als Verbrechen der Jugendlichen verbreiteter sind als in England. Die denkbaren Ursachen sind zahlreich. Zunächst dürfte die Jugend in Nordamerika früher reif sein als die englische; und es gilt allgemein als Thatsache, daß die Zahl der Verbrechen gegen das Leben mit der Pubertät zunimmt. Ferner kann der starken Einwanderung aus dem Süden und Südosten Europas ein gewisser Einfluß beigemessen werden. Endlich erweist sich die große farbige Bevölkerung der Union als geeignet, die Tötungziffern zu erhöhen, denn die Neger neigen überhaupt sehr stark zur Gewaltthätigkeit. Nur ein Siebentel der ganzen

Bevölkerung ist farbig und ein volles Drittel aller Tötungen entfällt auf dieses Siebentel. Auch das Waffentragen — eine gesellschaftliche, keine Rassen-Eigenthümlichkeit — verleitet leicht zu Tötungen; und in den Vereinigten Staaten ist es nur zu gebräuchlich, besonders unter den Negern.

Eine Prüfung solcher Thatsachen zeigt, daß die verschiedene Verbreitung einer Verbrechensgattung von mehreren Umständen abhängen kann: von der früheren oder späteren körperlichen Reife, von der Gleichartigkeit oder Ungleichartigkeit der Bevölkerung, von allerlei gesellschaftlichen und Rassenunterschieden.

Fruchtbarer als die Vergleichung der internationalen Verbreitung ist die Betrachtung des jugendlichen Verbrecherthumes in verschiedenen Theilen des selben Landes; denn die Schwierigkeiten der internationalen Vergleichung verschwinden sofort, wenn es sich um das Geltungsgebiet eines einheitlichen Strafrechtes und Strafverfahrens handelt. So lassen sich in Frankreich, Deutschland und England lehrreiche Aufschlüsse über die Ursachen des Verbrechens dadurch gewinnen, daß man die Vertheilung auf die einzelnen Gegenden des Landes prüft. Diese geographische Vertheilung ist sehr ungleich.

So zeigt uns die Kriminalkarte von Frankreich, daß gewisse Departements ein Verbrechenskontingent stellen, das ganz erheblich vom Durchschnitt abweicht. Aehnliches gilt von Deutschland und Italien. Auch in England herrscht große Ungleichheit unter den einzelnen Grafschaften. Während z. B. die Grafschaft Cornwall auf 100 000 Einwohner noch nicht 50 Vergehen gegen das Eigenthum hat, beträgt die Ziffer für die Grafschaft London über 250. Die Grafschaften Lancaster, Warwick, Stafford, Durham, Northumberland und andere weisen vier- bis fünfmal mehr Vergehen gegen das Eigenthum auf als die walliſischen Grafschaften der Meeresküste. Auch die geographische Vertheilung der Sittlichkeitverbrechen, der Trunksucht u. s. w. ist in verschiedenen Gegenden sehr verschieden. Sittlichkeitverbrechen sind in einigen Grafschaften sechsmal zahlreicher als in den übrigen. Die Trunksucht ist in den nördlichen Grafschaften vier- bis sechsmal stärker als in den östlichen. Diese Beispiele könnten leicht vermehrt werden.

In England entspricht die Verbreitung des jugendlichen Verbrecherthumes ungefähr der allgemeinen Verbrechensverbreitung. Die Register der Gefängnisse und Besserunganstalten belehren uns natürlich nicht über die zahlreichen Fälle von bloßen Verweisen, Geldstrafen und bedingten Verurtheilungen.

Die ungefähre Gleichmäßigkeit allgemeinen und jugendlichen Verbrecherthumes nöthigt zu dem Rückschluß, daß Beides im großen Ganzen aus den selben Verhältnissen hervorgeht. Zu diesen gehört in allererster Reihe die von der Fabrikindustrie herrührende Verdichtung der Bevölkerung. In der ganzen Kulturwelt werden in den dichtest bevölkerten Gegenden auch verhältnißmäßig die meisten Verbrechen begangen. Eine Bevölkerung von 500 Personen auf die Quadratmeile bietet die Wahrscheinlichkeit, im Verhältniß weniger verbrecherisch zu sein als eine solche von 2000. Allerdings sind Ausnahmen denkbar, so z. B. für spärlich bevölkerte Gegenden mit geringem Reichthum in Folge wirthschaftlicher Noth, die zum Verbrechen führt, und für dicht bevölkerte Gegenden in Folge günstiger wirthschaftlicher Allgemeinverhältnisse, die dem Verbrechen entgegenwirken.

Die ungünstige Einwirkung großer Bevölkerungdichtigkeit hat mehrere Gründe. Uebervölkerte Gemeinwesen bringen eine erhebliche Anzahl schwächlicher,

untüchtiger Personen hervor, die dem Kampf ums Dasein dann nicht gewachsen sind. Leute dieser Art bekommen schwer regelmäßige Beschäftigung und können sie auf die Dauer nicht festhalten. Die Jugendlichen gerathen dann besonders leicht in die Verbrecherlaufbahn, auch wenn sie an sich nicht sonderlich kriminell veranlagt sind. Auch ermuthigt die Aussicht, der Bestrafung zu entgehen, die in volkreichen Bezirken größer ist als anderswo, zur Gesetzesverletzung und nicht selten ist der Nothstand so groß, daß die Gefängnißzelle überhaupt nicht als abschreckend empfunden wird. Ferner giebt es in den Städten verhältnißmäßig mehr Waisenkinder als auf dem Lande; eben so mehr Jugendliche, die ihre Eltern gerade zu Beginn des entscheidenden Eintritts in das Erwerbsleben verlieren. Nichts aber ist für ein Kind verhängnißvoller als ein zu früher Verlust der elterlichen Fürsorge. Dazu kommt, daß im städtischen Proletariat die Kinder sehr häufig auch deshalb die Familie jung verlassen müssen, weil kein Schlafraum für sie vorhanden ist. Sie gerathen dann in Massenquartiere, wo sie mit Arbeitscheuen, Dieben und anderem Gesindel zusammengepfercht und sehr schnell verdorben werden.

Vielen Jugendlichen vom Lande wird der Uebertritt in das städtische Leben verhängnißvoll. Sie waren an ihren engen Dorfkreis gewöhnt; in der Stadt haben sie keinen Bekannten und Niemand kümmert sich um ihren Lebenswandel. Die Jugend will Geselligkeit und die Großstadt bietet dem Proletariat kaum etwas Anderes als demoralisirende Wirthschaften und Tanzlokale. Schon Adam Smith wies auf diese Gefahren hin; seitdem sind sie nicht geringer geworden.

Ferner verschärft eine beträchtliche Bevölkerungdichtigkeit schon an sich den Kampf ums Dasein. Nirgends ist der Wettbewerb so schroff wie in den Großstädten; dort ist man immer bereit, den Nebenmenschen als einen Feind zu behandeln, und das primitive Mißtrauen des Wilden, dem jeder Fremdling verdächtig war, ist in der Großstadt, in der man kaum seinen eigenen Nachbarn kennt, von Neuem erstanden. Solche Bedingungen schwächen die Gefühle gesellschaftlicher Solidarität und unterstützen alle egoistischen Triebe, so daß schließlich die Grenze zwischen Selbstsucht und Verbrechen mit Leichtigkeit überschritten wird.

Eine andere Hauptursache des jugendlichen Verbrecherthumes in den Großstädten ist die außerordentliche Aufstachelung der Begierden, besonders im jugendlichen Gemüth, durch den auf Schritt und Tritt sich hervordrängenden Reichthum. In manchen Ländern, so namentlich in England mit seinen riesigen Industriestädten, bilden die aus diesen Begierden hervorgehenden Vergehen gegen das Eigenthum die Mehrzahl der jugendlichen Missethaten. Die glänzenden Kaufläden und die Waarenbazare mit ihrem aufgestapelten Luxus sind für den hungernden Straßenjungen, den arbeitlosen Knaben und jedes sittlich nicht streng erzogene Kind eine Versuchung von fast unwiderstehlicher Kraft.

Im Interesse der Sittlichkeit und Gesundheit ist die planmäßige Decentralisirung der Industrie zweifellos eine brennende Frage. Schon jetzt kommt es nicht selten vor, daß große Fabriken aus der Stadt aufs Land verlegt werden, und in allen solchen Fällen haben sich wohlthätige Folgen ergeben. Im Allgemeinen jedoch nimmt die Verdichtung der Industrie und daher auch der Bevölkerung in großen Städten eher zu. Auch die größte Steigerung des Nationalreichthumes durch den industriellen Aufschwung wird aber mit einer sittlichen und leiblichen Schädigung der ärmeren Klassen zu theuer erkauft. Ein Vergleich der Sterblichkeit

der Industriebevölkerung, die jenen Reichthum erzeugt, mit der Sterblichkeit der übrigen Bevölkerung zeigt, daß schreckliche Opfer an Gesundheit und Leben gebracht werden. In England war in dem Jahrzehnt 1881 bis 90 das Verhältniß der städtischen zur ländlichen Sterblichkeit 117 : 100. Obgleich die Landbevölkerung heutzutage in vielen Ländern in großer Armuth lebt, ist sie gesünder und weist weniger Verbrecher auf als die städtische; wie gut würde es mit ihr erst bestellt sein, wenn man sie ihrem Elend entrisse und ihrer schlummernden Thatkraft neue Bahnen eröffnete! Damit würde auch der Umfang des jugendlichen Verbrecherthumes verringert werden.

Weiter fragt es sich, ob nicht auch zwischen der örtlichen Verbreitung des jugendlichen Verbrecherthumes und dem Pauperismus eine enge Verbindung besteht, ob also nicht da, wo die Armuth am Größten ist, auch der stärkste Prozentsatz von jungen Missethätern vorhanden ist. Man wird von vorn herein geneigt sein, die Frage zu bejahen; aber das Gegentheil scheint wahr zu sein. Nach den amtlichen Veröffentlichungen waren am ersten Januar 1892 in England und Wales 2,62 Prozent der Einwohnerzahl Almosenempfänger; die Grafschaften Lancaster, Chester, Northumberland, Warwick, Middlesex und Durham befanden sich unterhalb dieses Durchschnittes und doch wiesen diese Grafschaften einen über dem Durchschnitt des ganzen Landes stehenden Prozentsatz von Verbrechern, auch von jugendlichen, auf. Dagegen zeigten die Grafschaften mit der größten Armenlast in der Regel niedrige Verbrecherzahlen. In mehreren Grafschaften stand einer Zahl von vier Prozent der Almosenempfänger ein Verbrecherthum von zwei Prozent gegenüber.

Daß dabei die Handhabung der Armenpflege eine besondere Rolle spielt, ist leicht einzusehen. Um Massenbetrügereien vorzubeugen, müssen die Wohlfahrtorgane in dicht bevölkerten Gegenden eine strenge Praxis anwenden. Da sie über die Vergangenheit vieler Bedürftigen keine ausreichenden Aufschlüsse erhalten können, werden sie zahlreiche Gesuche abschlägig bescheiden; es giebt dann weniger Almosenempfänger, dafür aber um so mehr Verbrecher aus Noth. Auf dem Lande mit seiner seßhafteren Bevölkerung kennt man Jeden, Unterstützungen werden leichter bewilligt und manchem Verbrechen aus Noth wird vorgebeugt.

Vergehen gegen die Person rühren selten unmittelbar von wirthschaftlichen Ursachen her. Die verhältnißmäßig größere Verbreitung dieser Gattung von Vergehen in der Stadt gegenüber dem Lande ist eine Folge der mit der größeren Bevölkerungdichtigkeit gegebenen größeren Gelegenheit von Berührungen und Reibereien. Bei der Trunksucht entscheidet, daß es in den Städten mehr Gelegenheit giebt, sich zu betrinken, als in den Dörfern.

Danach ergeben sich folgende Resultate: 1. Wo ein hohes Ziffernverhältniß des Verbrechens überhaupt besteht, ist auch das des jugendlichen Verbrecherthumes stark vertreten, weil die Verführung der Jugend durch die Erwachsenen und die allgemeine Gleichheit der Ursachen kausal sind. 2. Bevölkerungdichtigkeit verstärkt das Verbrecherthum. 3. Wo die Armenpflege am Meisten leistet, sehen wir die wenigsten Verbrechen. Ich glaube, aus diesen Thatsachen ergiebt sich die Schlußfolgerung, daß in den Städten die Erziehung gehoben und auf dem Lande durch Verbesserung der wirthschaftlichen Lage der bäuerlichen Bevölkerung dem verderblichen Zuge nach den Städten entgegengewirkt werden muß.

London. W. D. Morrison.

Selbstanzeigen.

Vinzenz Prießnitz. Wilhelm Möller, Berlin S., Prinzenstraße 95.

In der Zeit, wo Professor Dr. Schweninger mit Energie für „Aerzteschulen" kämpft und wo an den einzelnen Universitäten endlich Lehrstühle für Hydrotherapie errichtet werden sollen, in der Zeit, wo der ärztliche Stand seine Freiheit um ein Linsengericht verkaufen will, — in dieser Zeit ist es vielleicht angezeigt, das Bild und die Leidensgeschichte des Mannes näher kennen zu lernen, der als der eigentliche Begründer der Hydrotherapie und als der größte medizinische Revolutionär unseres Jahrhunderts angesehen werden muß. Vinzenz Prießnitz würde, wenn er noch lebte, am vierten Oktober 1899 seinen hundertsten Geburtstag feiern. Nach vierzehnjährigem Verkehr auf dem weltberühmten Gräfenberge im Hause von Prießnitzens Nachfolger, Dr. Joseph Schindler, und in der Familie Prießnitz, nach eingehendem Studium der Wasser-Literatur und nach dem Besuch der bedeutendsten Sanatorien Deutschlands und der Schweiz habe ich mich als Laie für befugt gehalten, dies Buch zu schreiben. Die sogenannte Wasserkur rein therapeutisch aufzufassen: dieser eng begrenzte Standpunkt hat mich nie befriedigt; der Leser wird durch das Buch zu einer freieren, weiteren Auffassung hingeleitet, was besonders durch das Kapitel: „Sein Werk" bezweckt werden soll. Pfarrer Kneipp, der letzte berühmte Wasserapostel, kommt — bei aller Anerkennung seiner Verdienste um die gesundheitliche Volksaufklärung — nicht besonders günstig in dem Buche weg. In zwei Kapiteln beweise ich, daß Kneipp nicht durch das ganz werthlose Wasserbüchlein des Dr. Siegmund Hahn, sondern durch ein gräfenberger Wasserbuch (von Rausse und Theodor Hahn) gerettet und berühmt wurde. Die 241 künstlerisch ausgeführten Illustrationen des Buches stellen eine Geschichte der Wasserheilkunde in Bildern dar. Wir besitzen kein ähnliches Buch; und nicht nur der fortschreitende, hygienisch gebildete Arzt, nein, auch der denkende Laie muß ein gewisses Interesse daran nehmen. Der Preis (geh. 5 M., geb. 7 M.) konnte so niedrig sein, weil mehrere gekrönte Wasserfreunde und Prießnitzianer namhafte Summen zum Herstellungsfonds spendeten, um dem Namen Prießnitz die Geltung zu verschaffen, die er verdient.

Neisse. Philo vom Walde.

Befreite Flügel. Berlin, Johann Sassenbach, 1899.

Ich folge in meiner Lyrik der von Arno Holz begründeten, von ihm selbst hier am dreißigsten April 1898 bezeichneten Richtung. Die alte Technik zwang den verschiedenartigsten Inhalt in eine Form: Liebeslieder, Totenklagen, Heldenlieder, — einmal war das Sonett, dann wieder die Nibelungenstrophe für Alles recht. Die neue Technik will die Form aus dem Inhalt entwickeln. Sie sieht von Metrum und Reim ab und wirkt nur durch den Rhythmus. Den Ton der Natur zu treffen, mit den einfachsten, schlichtesten Mitteln ohne jede Gewaltsamkeit die gewollte Stimmung zu erwecken: Das ist ihr Ziel.

Rolf Wolfgang Martens.

Der Besiegte, mystisches Drama in einem Aufzuge. München, Caesar Fritsch. 1,50 M.

Ich möchte nur ein Wort über die Bezeichnung „mystisches Drama" sagen. Mystik, wie ich sie verstehe, hat nichts mit Okkultismus zu thun. Mystik ist für mich auch keine Kunstauffassung, sondern eine Lebensauffassung. Nicht aus dem Verstande, sondern aus dem Erleben, der tiefsten Quelle unseres geistigen Seins, stammt sie. Man beginnt, das Leben mystisch zu empfinden, wenn man in großen inneren Wandlungen die Unbeständigkeit und Veränderlichkeit des verstandesmäßigen Erfassens der Dinge an sich erfahren hat; wenn man sich bewußt geworden ist, daß das Wesen der Dinge nicht durch die diskursive Erkenntniß, sondern durch die intuitive Anschauung am Stärksten erfaßt wird. Inneres Erleben! Man wird des Räthsels inne, als das die Dinge ewig vor uns stehen. Man suche also in meinem Drama nicht abstrakte, sondern konkrete Ideen. Noch möchte ich hinzufügen, daß ich kein bloßes Buchdrama geschrieben zu haben glaube, sondern die Bühnendarstellung für dem Wesen meiner Dichtung entsprechend halte. Denn die mystische Weltauffassung ist sinnenfreudig und stimmungfreudig.

München. Wilhelm von Scholz.

Das Künstlerbuch. Eine kleine Reihe illustrirter Künstlermonographien von Franz Hermann Meißner. Deckelzeichnung von Hans Thoma. Elegant gebunden à M. 3.—. Verlag von Schuster & Loeffler, Berlin SW. Band II: Max Klinger, mit fünfundzwanzig Illustrationen.

Methode und Auffassung in dieser Darstellung des vielgenannten Künstlers entsprechen denjenigen, die ich schon in meinem bei Hanfstaengl erschienenen Klingerwerk vertreten habe. Die Methode schließt sich der seltsam bewegten Entwickelung des Künstlers an: sie sucht aus historischen Vorbedingungen, aus Volks- und Familienabstammung, Erziehung und Umgebung, aus dem späteren wechselnden örtlichen wie zeitlichen Milieu die vielfachen Ideen- und Formenkreise des Künstlers in ihrem organischen Wachsthum zu erklären, so weit sich solche Geheimnisse des künstlerischen Schaffens überhaupt erklären lassen. Die Auffassung hingegen versucht den Nachweis, daß Klinger ein klares Spiegelbild der zeitgenössischen Kultur genannt werden darf. Die Werthung des Künstlers ist dabei von dem Grundgedanken beherrscht, daß nicht die äußere monumentale Form der springende Punkt für das Urtheil ist, sondern der Reichthum und die Vollendung, d. h. die Schönheit des künstlerischen Hervorbringens, welcher Technik es auch angehöre. In der Vermehrung der künstlerischen Vorstellungen, die wir Klinger verdanken, ist meiner Einsicht nach sein Anspruch darauf begründet, für die Gegenwart zu werden, was Dürer für das Reformationzeitalter war.

Franz Hermann Meißner.

Dunkle Werthe.

Heute, da Cecil Rhodes, der Hintermann des „räuberischen" Jameson, vom Kaiser empfangen worden ist, möchte wohl selbst der feurigste Patriot und Anglophobe an die Burendepesche nicht mehr gern erinnert sein. Fürst Hohenlohe hat damals versichert, dem Ohm Paul sei unter Verantwortlichkeit des Gesammtministeriums gratulirt worden; also dürfte der Empfang des Herrn Rhodes wohl unter einer ähnlichen Verantwortlichkeit stattgefunden haben. Ueberraschen konnte ja diese Wendung der deutschen Afrikaminenpolitik keinen Augenblick. Nachdem einmal die Fabel von der Musterwirthschaft der Buren-Republik gründlich zerstört worden war, ist man in Berlin auch schnell dahinter gekommen, wie bitter wenig unsere industriellen Interessen von dem rückständigen Afrikanderthum zu erwarten haben. Als im Lauf der Zeit dann allmählich das englische Element auch unsere Hoffnung und Stütze wurde, traten sehr rasch neue Kombinationen auf, bis ein Netz gemeinschaftlicher Interessen sich von der Delagoabai bis nach Westafrika und Johannesburg ausspannte. Der Delagoavertrag zwischen England, Deutschland und Portugal sollte aus Rücksicht auf Portugal einstweilen geheim bleiben; als Herr von Buchka auf dem Kolonialbankett in Hamburg aber die denkwürdigen Worte gesprochen hatte: „Was geht uns Transvaal an?", war es klar, daß alle Dementis aus Lissabon den Glauben an den Vertrag nicht mehr aus der Welt schaffen konnten. Nun ist Rhodes auch nach Berlin gekommen. Gewiß: die deutschen Interessen in Westafrika erlauben uns nicht, den großen Politiker und Kapitalisten zu ignoriren; aber etwas Anderes ist es doch, daß der Erzfeind Transvaals in der Reichshauptstadt mit Unterstützung des britischen Botschafters als eine Art offizieller Persönlichkeit behandelt wurde. So mancher europäische Monarch gleicht allerdings heute dem ungekrönten König von Südafrika nicht an Bedeutung. Aber sein Empfang richtet sich um so stärker gegen Transvaal, als das Telegramm vom dritten Januar 1896 noch unvergessen ist.

Wie erklärt sich nun dieser Umschwung? Geld ist bekanntlich allmächtig und Rhodes wünschte für sein Bahnprojekt auch deutsche Subsidien. Da man in diesem Punkt aus leicht begreiflichen Ursachen hier zurückhaltend ist, so wurde vielleicht aus London angedeutet, daß ein offizieller Empfang des früheren Kopministers in Berlin seinem Kredit beim englischen Publikum zu Gute kommen und jede andere pekuniäre Hilfe entbehrlich machen würde.

Die ungewöhnliche Festigkeit des englischen Minenmarktes ist sicher auch unter diesem Gesichtspunkt zu betrachten; nebenbei wirken wohl die außerordentlich ergiebigen Förderungen mit. Der Laie sollte sich nicht täuschen lassen, wenn er da von 10 Prozent Report liest. Das macht in der halbmonatlichen Liquidation für das Pfund nur einen Penny aus. Die Geldgeber würden sich daher auch zu zehn Prozent noch besinnen, hofften sie nicht, solche Prolongationen mehr als einmal zu machen. In London lauten alle Verkäufe auf Namen, so daß auch bei den Prolongationen ein Ueberschreiben auf den neuen Besitzer nöthig ist. Das kostet Stempel u. s. w. Der Satz von 10 Prozent sieht also höher aus, als er in Wirklichkeit ist.

Augenblicklich ist der alte Robinson in London, um seinen bisherigen Gegner Alfred Beit zu besuchen; und wenn Beit auch erfinderischer in neuen Plänen ist, so fehlt es doch Robinson mindestens nicht an Geld. Jetzt wird eine Reportbank in Paris geschaffen, — zwar nicht mit 100 Millionen Francs, wie der

gefällige Telegraph verbreitet hatte, aber immerhin vorläufig mit 15 Millionen. Die Veranlassung hierzu ist ersichtlich die, daß die großen englischen Minenfirmen keine Lust mehr haben, den französischen Markt weiter zu halten, wenigstens nicht für Krethi und Plethi. Sie gründen also unter ihren Auspizien eine Reportbank und werden dann die Aktien abzusetzen suchen. Das wird ihnen auch nicht schwer fallen. Damit ist aber noch keineswegs viel erreicht, denn es steht mehr als zweifelhaft um die pariser Minenspekulation. Schon die Thatsache, daß dort die Shares au porteur lauten und nicht, wie in London, auf Namen, verschlechtert die Qualität der Käufer ganz erheblich. Dazu kommt noch die Spannung zwischen Parquet und Coulisse. Die Coulisse besteht zum größten Theil aus Deutschen und Italienern, die verhaßt sind, und sie hat um so weniger Geld für die Verlegenheiten der Minenspekulanten übrig, als sie erst vor einigen Monaten zur Kräftigung des brüsseler Platzes 100 Millionen gestiftet hat. Wie fragwürdig die Schiebungen in Paris sind, geht aus der geschwächten Position der dortigen Bank für Südafrika hervor, die schließlich ein anderes Gebiet für ihre Thätigkeit wählen mußte. Die Goldindustrie wird bald noch stärker in den Vordergrund treten, aber voraussichtlich, ohne daß die deutsche Hochfinanz sich allzu stark betheiligen wird.

Uebrigens müssen unsere Baarmittel heute recht erheblich im Ausland engagirt sein, da sonst die Geldknappheit kaum ganz zu erklären wäre. Denn es genügt nicht, immer wieder auf die theuren Preise unserer Industrieeviere hinzuweisen und zu sagen, daß unser Publikum trotz den hohen Preisen lebhaft kaufe, wenn es sich auch die Aktienposten zunächst bevorschussen lasse. Wo Käufer sind, müssen auch Verkäufer sein: das Geld bleibt also im Inlande. Freilich liegt zwischen der Geldanschaffung und der Zahlung mindestens ein Tag, so daß bei sehr großen Umsätzen immer momentane Stauungen entstehen, die sich natürlich auch unliebsam häufen könnten. Uebrigens ist der Geldmarkt wieder etwas leichter geworden, — wie ich glaube, hauptsächlich in Folge innerer Vorgänge. Sobald nämlich, wie neulich, der Privatsatz nur noch um ein Achtel Prozent vom Bankdiskont entfernt ist, wendet man sich lieber an die Reichsbank, denn das Achtel wird durch die Courtage mehr als aufgewogen. Dadurch wird der offene Markt entlastet und der Privatsatz, der sich streng nach Angebot und Nachfrage richtet, geht zurück. Das Gerücht, die Firma Mendelssohn habe Schwierigkeiten beim Diskontiren gemacht, hätte eigentlich in Berlin gar nicht Glauben finden sollen, da doch das Gegentheil leicht zu beweisen war. Es ist bezeichnend, daß die Firma eine Erklärung gegen die Insinuation für nöthig gehalten hat, sie wolle dem Konsortium für die deutschen Anleihen Schwierigkeiten bereiten. Kennt das große Bankwesen überhaupt noch derartige Ressentiments? Möglich bleibt es immerhin, daß Mendelssohn während einiger Tage seine Diskontirungen eingeschränkt hatte, da Rußland einen Theil seiner Guthaben kündigte. Daraus entstand sofort die Legende von einer neuen russischen Anleihe, an die bei uns jetzt gar nicht zu denken ist. Auch die befürchtete Diskonterhöhung kam nicht; aber die Reichsbank wird vielleicht in nicht allzu langer Zeit ihren Satz dennoch erhöhen müssen. Schon im Vorjahr stellte sich der durchschnittliche Zinsfuß um 0,46 Prozent höher als im Jahr 1897. Das letzte Halbjahr von 1898 zeigte im Diskonto- und Lombardverkehr eine stärkere Inanspruchnahme von 218 Millionen Mark, ohne daß der wachsende

Giroverkehr eine erhebliche Vermehrung der fremden Gelder bewirkte. Beachtenswerth ist der Umstand, daß im auswärtigen Wechselportefeuille der Reichsbank nur die londoner Valuta eine große Summe darstellt. Es sind 25 Millionen und sie bilden eine indirekte Verlängerung unserer Golddecke, denn die Zahlung eines englischen Wechsels durchaus in Gold hängt nicht, wie selbst bei uns, von der jeweiligen Taktik der Bankleitung ab.

Der hohe Spanierkurs dürfte unserer Spekulation nur eine vorübergehende Genugthuung gewähren. Unmöglich konnte der neue Finanzminister doch seinen Amtsantritt mit einer Zinsreduktion feiern und wenigstens bis zum Abschluß der ersehnten großen Anleihe wird er noch bemüht sein, sich das Vertrauen des Auslandes zu erhalten. Uebrigens sind 20 Millionen Dollars von Amerika unterwegs, so daß der Aprilcoupon nur dann Verlegenheiten bereiten konnte, wenn der Minister Gewissensskrupel gehabt hätte, dies Geld anders als für die Kolonialanleihen zu verwenden. Das spanische Volk schickt sich weit besser in die Situation als z. B. das französische beim Verlust von Elsaß-Lothringen. Es kauft schon wieder amerikanisches Getreide, gerade als ob Argentinien oder Rußland nicht eben so gut Weizen zu verkaufen hätten.

Auch der portugiesische Coupon gilt als gedeckt, obgleich die Geldquelle noch verborgen ist. Man spricht aber ernsthaft von englischen Rimessen als Folge des Delagoavertrages; und die Nachricht klingt um so wahrscheinlicher, als nach der Annahme der ersten Rate der Vertrag kaum noch rückgängig zu machen sein wird. Das fait accompli würde dann die fremden Gläubiger-Komitees natürlich vor ganz veränderte Aufgaben stellen, so daß die gemeldete Festigkeit unserer Delegirten nur noch von fraglichem Werth sein würde.

Was die Verhandlungen mit Bulgarien wegen der Uebernahme der restlichen 45 Millionen sechsprozentiger Rente betrifft, so ist diese Transaktion von den türkischen Angelegenheiten nicht zu trennen. Der Leiter der Deutschen Bank wird hier wohl zwei Eisen zugleich im Feuer haben und man müßte sich sehr täuschen, wenn nicht Herr Dr. Siemens, um den Sultan nach anderer Richtung zu kirren, einige bulgarische Errungenschaften zu opfern entschlossen wäre. In Sofia meint man natürlich, glänzend gesiegt zu haben.

Unsere elektrischen Geschäfte beginnen sich wieder zu erweitern und in dieser Branche wenigstens arbeiten wir nach wie vor sehr stark für das Ausland. Das deutet vor Allem der große Trust an, in dem die drei größen berliner Gesellschaften so friedlich neben einander grasen, als ob die berühmte Weissagung des Jesaia bereits ihrer Erfüllung nah wäre. Auch die sibirischen Goldbergwerke treten, wie ich wahrnehmen konnte, jetzt als große Besteller bei uns auf. Die englischen Nernst-Aktien haben ihren hohen Zeichnungskurs nicht halten können. Es war ein allgemein verbreiteter Irrthum, dem leider nicht rechtzeitig widersprochen wurde, anzunehmen, die Allgemeine Elektrizität-Gesellschaft sei an der englischen Gründung betheiligt gewesen. Wahr ist nur, daß die Unterhändler und Händler gern die A. E.-G. in ihrem Bunde gesehen hätten. Ueber kurz oder lang wird sich die londoner Nernstlampe mit der berliner Konstruktion vergleichen lassen und dann werden erbauliche Gedanken über die englische Prospektfreiheit nicht ausbleiben.

Pluto.

Notizbuch.

Aus Finland kommen seit einiger Zeit seltsame Nachrichten über den Versuch einer erbarmungslosen Verrussung, die der Kultur des Landes verhängnißvoll zu werden droht. Einem Privatbrief aus Helsingfors seien darüber ein paar ergänzende Mittheilungen entnommen. „Durch ein kaiserliches Manifest wurde Finlands bisherige Konstitution aufgehoben; zwar nicht ausdrücklich, denn dazu bedürfte die russische Regirung eines Grundes, aber sie wurde sacht bei Seite geschoben: eine Verordnung verkündete einfach die Einführung neuer Gesetze. Die Verfassung des Landes ist von vier Herrschern nach einander verbrieft worden und auch der regirende Zar hat bei seiner Thronbesteigung das eidliche Gelöbniß abgelegt, ‚die Grundgesetze, Rechte und Privilegien dieses Landes fest und unverrückt in ihrer Kraft und Wirkung beizubehalten'. Das Ausland, das stets über Finland in völliger Unkenntniß blieb, wird wohl auch an den jetzigen Ereignissen achtlos vorübergehen; leider, denn diese Vorgänge setzen das Friedensmanifest und die Abrüstungvorschläge der russischen Regirung erst ins rechte Licht. Fast gleichzeitig mit der Veröffentlichung des Friedensmanifestes fand nämlich der Zar, daß Finlands Militärmacht dringend einer Erhöhung bedürfe. Ein neuer Wehrgesetzvorschlag, der von einem russischen Komitee — angeblich unter dem Vorsitz Pobedonoszews — ausgearbeitet worden war, erhöht die aktive Dienstzeit von drei auf fünf Jahre und vermehrt außerdem den Friedensstand beträchtlich. Die Berathung eines für Finland bestimmten Gesetzes durch ein russisches Komitee ist an und für sich schon eine Verletzung der Konstitution; dem einzigen hinzugezogenen Vertreter des Landes, dem Minister-Staatssekretär für Finland, brachte bei dieser Lage der Dinge sein Protest natürlich keinen Erfolg. Der finische Reichstag wurde schließlich zu einer außerordentlichen Session zur Berathung der Vorlage einberufen und tagte auch vor ungefähr acht Wochen hier in der Hauptstadt Helsingfors. Die Wehrpflicht von drei Jahren und die bisherige Stärke des finischen Armeecorps entsprachen vollständig den Verhältnissen des Landes und die geplante Erhöhung würde die Lebensinteressen der Bevölkerung gefährden. Davon scheint man aber in Petersburg nichts zu wissen. Außerdem enthält die Vorlage mehrere Punkte, die die wichtigsten Privilegien der finischen Verfassung vernichten, z. B. die Bestimmung, daß nur finische Unterthanen dem Heer (eben so auch dem Beamtenkörper) angehören können und daß die Truppen nur bei äußerster Gefahr des Thrones aus dem Lande geführt werden dürfen. Daher war es auch, wie vorauszusehen war, unmöglich, vom Reichstage (oder Landtage, wie der schwedische Titel des Parlamentes lautet) die Zustimmung zu der Vorlage zu erlangen. Nun war die russische Regirungweisheit zu Ende und man griff skrupellos zur Gewalt. Durch das Manifest wird thatsächlich ein bisher selbständiger Staat in eine russische Provinz umgewandelt. Finland besaß kraft seiner von Alexander dem Ersten bestätigten Konstitution die Stellung eines vollständig souverainen Staatswesens, etwa wie Norwegen und Ungarn, unter dem Zaren als seinem konstitutionellen Großfürsten; mit dem russischen Reich war es nur durch diese Personalunion und durch die gemeinsame Leitung der auswärtigen Angelegenheiten — ausgenommen war das Recht, eigene Handelsverträge abzuschließen — verbunden. Es besaß ein gesetzgebendes, durch Wahlen aus dem Volke gebildetes Parlament, wenn auch in der veralteten Form der Ständevertretung; es hatte eine eigene Exekutive, ein eigenes, den Verhältnissen ent-

sprechendes Wehrgesetz, ferner ein eigenes Heer, eigenes Zollgebiet und daher eigene Handelsverträge, eigene Post und Münze, — kurz, alle Einrichtungen eines modernen selbständigen Staates. Daß alle finischen Institutionen und die dadurch geschaffenen Zustände sich von den Verhältnissen im russischen Reich beträchtlich zu Finlands Vortheil unterscheiden, bestätigte sogar der neue Generalgouverneur, dessen Ernennung, von der panslavistischen Hetzerpartei im Reich mit großen Hoffnungen begrüßt, allgemein als eine Art Militärdiktatur aufgefaßt wurde; bei seinen Inspektionen fand er Alles lobenswerth, zu tadeln nur, daß die Kenntniß der russischen Sprache nicht genügend verbreitet sei. Jeden Reisenden setzt das hohe Maß von Kultur, die alle Klassen des finischen Volkes durchdringt, in Erstaunen. In diesem an der Grenze der bisher kultivirten Welt gelegenen Lande sind Analphabeten kaum zu finden und gut organisirte und geleitete Schulen mit allgemeinem Besuchszwange verbreiten Wissen und Aufklärung in alle Schichten des Volkes. Im Durchschnitt spricht Jeder beide Landessprachen, Schwedisch und Finisch, gleich vollkommen und in den Städten gehören Leute der Mittelklasse, die sich nicht noch außerdem in einer oder zwei anderen Kultursprachen verständigen können, zu den Seltenheiten. Die bisher durch die Verfassung gesicherten Zustände und eine kluge Verwaltung durch ein tüchtiges, unbestechliches Beamtenheer im Verein mit der Arbeitsamkeit und Umsicht des nüchternen Volkes brachten das Land zu volkswirthschaftlicher Blüthe. Ackerbau und Viehzucht werden in der weitesten Ausdehnung rationell mit den modernsten Hilfsmitteln betrieben und ringen dem kargen Boden trotz kurzem Sommer und nordisch strengem Winter reichliche Erträge ab. Die Erwerbsverhältnisse sind die denkbar besten und die Industrie, die in vielen Zweigen für die nordischen Märkte, besonders für Rußland, heute schon ein Lieferant ersten Ranges ist, wächst, dank der weisen Förderung durch die nationale Regirung des Landes, von Jahr zu Jahr. Wie entwickelt das Land auch auf anderen Gebieten, z. B. auf dem der Frauenemanzipation, ist, dürfte bekannt sein. Finland hat eine nationale Wissenschaft und Kunst und seine Literatur dringt siegreich über die Grenzen, wenn sie auch leider nicht über so eifrig propagirende Kräfte verfügt wie die norwegische. Und dieser Baum soll nun in seiner vollen Blüthe gefällt werden! ... Europa wird leider über die finische Frage nicht in Aufregung gerathen; denn den alten Kulturstaaten scheint heute die Ermordung eines Missionärs in der äußersten Mandschurei gefährlicher für die Civilisation als die Bedrängung eines ganzen Volkes unseres Erdtheiles in seiner geistigen und wirthschaftlichen Kultur." Diese Kunde klingt traurig; und es ist nicht wunderbar, daß der Gegensatz, in dem sie zu den bisher bekannt gewordenen Wesenszügen des Zaren steht, allerlei thörichte Gerüchte über den Gesundheitstand Nikolais des Zweiten hervorgerufen hat. Wenn die russische Regirung, wie es jetzt ja scheint, auf das Urtheil Europas Werth legt, wird sie genöthigt sein, von dem letzten Ziel ihrer finischen Politik bald den Schleier zu ziehen.

* * *

Herr John Mason Cook, der Chef der durch ihre Gesellschaftreisen berühmt gewordenen Weltfirma, ist an den Folgen einer Krankheit gestorben, die er sich während der Orientreise des Deutschen Kaisers zugezogen hatte. Von dieser Reise, die jetzt sogar im berliner Hoftheater vorgeführt wird, wurde im Märzheft von Cooks Weltreisezeitung die folgende, von dem verstorbenen Chef des Hauses stammende Darstellung gegeben:

„Als ich Ende März 1896 auf dem Wege von Egypten nach Athen in Neapel landete, wurde ich von unserem dortigen Vertreter informirt, daß die Ankunft des Deutschen Kaisers für den nächsten Tag erwartet werde. Er habe den Wunsch ausgesprochen, eine Fahrt auf den Vesuv zu unternehmen. Ich entschloß mich natürlich sofort, die nöthigen Vorbereitungen persönlich zu leiten, und erwartete den Monarchen an der Spitze des Berges. Während eines sehr langen Gespräches setzte mir Se. Majestät den Plan, das Heilige Land und, wenn möglich, auch Egypten zu besuchen, auseinander. Die Fahrt sollte zur Zeit der Fertigstellung der neuen Kirche und des Hospitales in Jerusalem erfolgen. Der Kaiser erwog die Einzelheiten der Reise mit großer Genauigkeit und schloß das Gespräch, indem er sagte, er habe nicht die Absicht, die Gastfreundschaft des Sultans oder sonst Jemandes anzunehmen, sondern werde, sollte die Reise zu Stande kommen, sie nur unter Leitung des Herrn Cook unternehmen. Ich versicherte Se. Majestät, daß meine Firma diese hohe Auszeichnung wohl zu schätzen wissen werde und daß ich mich jedenfalls persönlich in Palästina zu seiner Verfügung stellen würde, da ich ja als Ritter des Ordens des Heiligen Johann von Jerusalem selbst an der Eröffnung des neuen Gebäudes an Stelle des alten Hospizes interessirt sei. Nichts verlautete mehr von jenem Projekt, bis im Mai 1898 die Firma die vertrauliche Verständigung erhielt, sich zu einer Konferenz mit den Abgesandten Sr. Majestät bereit zu halten. Ich beorderte meinen ältesten Sohn, der über eine große Erfahrung in Palästina verfügt, als Vertreter der Firma in Begleitung des Leiters unseres Bureaus in Jerusalem und des dortigen deutschen Konsuls zur Zusammenkunft mit den vom Kaiser beauftragten Beamten. Die Sache wurde in ihren kleinsten Details ausgearbeitet, wobei ausdrücklich betont wurde, daß sämmtliche Kosten zu Lasten Sr. Majestät gestellt werden sollten, da die Gastfreundschaft des Sultans auf keine Weise benutzt werden würde. Die Firma empfing die nöthigen Instruktionen, um den Ansprüchen der kaiserlichen Reisegesellschaft gerecht zu werden. Das Erste und Wichtigste war die Beistellung von mindestens 1400 bis 1500 Thieren, die aus allen Theilen Syriens und Palästinas herbeigeschafft werden mußten. Bald nachdem die definitiven Aufträge gegeben worden waren, sprach der Sultan telegraphisch den Wunsch aus, zwei Staatskarrossen zum Gebrauch des Kaisers und der Kaiserin beizustellen, und nach längerem Depeschenwechsel mit Berlin ward dieses Anerbieten acceptirt. Kurz darauf telegraphirte der Sultan neuerlich, er hoffe, die Erlaubniß zur Beistellung sämmtlicher Pferde und Lastthiere für die Beförderung der Personen und des Gepäckes zu erhalten. Wir mußten den deutschen Vertretern nun die Schwierigkeiten darlegen, die eine eventuelle Annahme dieses Angebotes haben würde. Da sich nämlich der Sultan hätte mit irgend einem Unternehmen in Verbindung setzen müssen, wären wir nicht in der Lage gewesen, die Garantie für die richtige Durchführung der Reise zu übernehmen. Das Resultat war, daß der Sultan, noch immer auf diesem Punkte bestehend, uns Instruktion gab, die Thiere beizustellen; doch sollte die Durchführung auf seine Rechnung, statt auf die des Kaisers, gestellt werden. Aber auch Das wurde nur für einen ganz kleinen Theil der Tour angenommen. Die Gesellschaft des Kaisers bestand aus 105 Personen; aber kurze Zeit vor der Ankunft in Palästina beschloß der Sultan, einige Paschas von hohem Range abzuschicken, um ihn während der Anwesenheit des Kaisers in Palästina zu repräsentiren. Das wurde auch an-

genommen; aber der Schluß davon war, daß nicht weniger als 27 Paschas mit ihrer Dienerschaft erschienen, im Ganzen eine Kavalkade von 108 Personen, für die wir nun urplötzlich zu sorgen hatten. Daß diese Herrschaften die selbe Verpflegung und Unterkunft forderten wie die Begleitung des Kaisers, ist selbstverständlich. Außerdem hatten wir die Offiziere und Mannschaften der ‚Hohenzollern' und anderer Kriegsschiffe, die an den Eröffnungfeierlichkeiten in Jerusalem theilnahmen, zu befördern. Um die Bedarfsartikel für die beiden Lager, das kaiserlich deutsche und das türkische, zu beschaffen und die ganze Bewegung auszuführen, hatten wir 1430 Reitpferde, Maul- und Packthiere, 116 Landauer, Wagen und Gepäckkarren, 3 Separatzüge von Jerusalem nach Jaffa und 3 von Beirut nach Damaskus und zurück nöthig. Die Gesammtzahl der von uns beschäftigten Personen war: 800 Maulthiertreiber und Pferdewärter, 290 Kellner und Gehilfen; zur Aufstellung der beiden Lager standen 300 verschiedene Zelte in Verwendung, da das kaiserliche in zwei Abtheilungen aufgeschlagen werden mußte, um den größtmöglichen Komfort zu garantiren und eventuelle Störungen zu vermeiden. Es ist schwierig für den Leser, sich ein richtiges Bild von den ungeheuren Mühen zu machen, welche die Beförderung einer solchen Kavalkade auf jenen verwahrlosten Straßen verursachte, — besonders, wenn man bedenkt, daß zu jener Anzahl noch die türkischen Truppen, etwa 600 Mann, kamen, während ganze Schwärme von Eingeborenen aus allen Theilen sich herandrängten, um das Kaiserpaar zu sehen. Nicht genug damit —: die Reise fiel auch noch in die schlechteste Jahreszeit. Die Hitze war ganz außergewöhnlich intensiv, der Staub fast unerträglich und zu Alledem kamen noch Schwierigkeiten, die nöthige Menge trinkbaren Wassers zu verschaffen. Es mußte daher einzig und allein zu diesem Zweck eine beträchtliche Anzahl Leute beordert werden, was wieder große Auslagen verursachte. Ohne in alle Einzelheiten einzugehen, will ich erwähnen, daß, abgesehen von ansehnlichen Fleischsendungen aus England, Deutschland, Egypten und Oesterreich (von wo das ganze Wildpret bezogen wurde), unsere Bücher einen Aufwand von 2000 englischen Pfund aufweisen, die sich auf den Ankauf von frischem Gemüse, Geflügel, Eiern u. s. w. vertheilen. In Folge der tropischen Hitze war natürlich der Konsum von Getränken ein enormer. Im Ganzen wurden geleert zwischen 11 000 und 12 000 Flaschen, wovon die Hälfte auf Mineralwasser entfiel. Die kaiserliche Tafel bestand täglich aus 30 bis 35 Gedecken; sämmtliche Utensilien waren aus massivem Silber und wurden eigens zu diesem Zweck aus England herübergeschafft. Eine kleine Episode, die uns zu besonderer Ehre gereicht, verdient Erwähnung. Der Kaiser, der seinen eigenen Koch und seine eigene Dienerschaft mit sich brachte, hatte kaum unsere Einrichtungen gesehen, als er seine Leute beurlaubte und Alles von unseren alten arabischen Kochkünstlern und Dienern zubereiten und auftragen ließ. Leider verfiel ich — wohl in Folge der übermäßigen Hitze — in eine schwere Krankheit und mußte meistens das Bett hüten. Mit gewaltiger Anstrengung und mit Hilfe des Arztes konnte ich zum Empfange des Kaiserpaares bei seiner Ankunft in Jerusalem anwesend sein. Als der Kaiser mich erblickte, ritt er sofort auf mich zu und drückte, mir die Hand schüttelnd, sein Bedauern über meine Krankheit aus. Zugleich versicherte er mich seiner vollsten Zufriedenheit und ermahnte mich, mich keiner weiteren Gefahr auszusetzen, da ja ohnehin Alles sich wie ein Uhrwerk abwickle. ‚Sie haben einen glänzenden Vertreter in Ihrem Sohne,' erwähnte

er unter Anderem, ‚er waltet seines Amtes zu unserer allgemeinen Zufriedenheit.‘ Dann sagte er plötzlich: ‚Herr Cook, am Vesuv gab ich Ihnen ein Versprechen. Am Vesuv gaben Sie mir ein Versprechen. Wir haben es Beide gehalten und ich bin befriedigt.‘ Bei dieser Gelegenheit möchte ich noch erwähnen, daß es nach Allem, was der Kaiser mir am Vesuv vorbrachte, und nach den ursprünglichen Vereinbarungen nicht in seinen Intentionen lag, von der Gastfreundschaft des Sultans Gebrauch zu machen; im Gegentheil: er würde die Reise unter dem zuerst getroffenen Arrangement lieber unternommen haben.“ Leider erzählt Herr Cook nichts über die Kosten der merkwürdigen Reise. Wie es kam, daß, im Gegensatz zu der ursprünglichen Absicht, von der „Gastfreundschaft“ des Sultans dann doch in auffälligem Umfange „Gebrauch gemacht“ wurde, darüber wären Mittheilungen, die dem Gewisper ein Ende machen, nachgerade recht erwünscht.

* * *

Ueber die Judikatur des Reichsgerichtes in Fällen des Groben Unfugs hat der Reichsgerichtsrath a. D. Otto Mittelstaedt hier lesenswerthe Aufsätze veröffentlicht. Am vierzehnten Juni 1898 hat das Reichsgericht nun eine neue Entscheidung gefällt, nach der zum Thatbestande des Groben Unfugs die „Verletzung oder Gefährdung des äußeren Bestandes der öffentlichen Ordnung“ gehört und es als unstatthaft bezeichnet wird, das Delikt des Groben Unfugs schon da zu finden, wo nur von einer „Belästigung des Publikums“, nicht aber von einer dadurch direkt bewirkten Gefährdung des „äußeren Bestandes der öffentlichen Ordnung“ gesprochen werden könne. Diese Entscheidung geht nicht so weit wie Mittelstaedts Vorschlag, aber sie nähert sich doch wenigstens seinem Standpunkt und hätte genügt, um die Verurtheilung des Herausgebers der „Zukunft“ wegen des die Krankheit des unglücklichen Bayernkönigs behandelnden Artikels unmöglich zu machen.

* * *

Professor Cornelius Gurlitt hat im vorigen Heft der „Zukunft“ die Vermuthung ausgesprochen, Herr Dr. Ernst Lieber, der Führer der Centrumspartei und Mitregent des Deutschen Reiches, habe sich mit den schönen Künsten wohl sein Leben lang wenig beschäftigt. Das mag sein. Immerhin hat Herr Lieber nicht nur einen, wie man behauptet, nützlichen, wohlschmeckenden und für den Fabrikanten einträglichen Thee erfunden, sondern sich auch emsig der Poesie beflissen. Er selbst erzählte im vorigen Jahr, schon als Student habe er die folgenden Verse geleistet:

„Ernst Lieber, keines Ordens Ritter,
Keines Fürsten Rath,
Frei wie ein Gewitter,
Kriecht in Gottes Staat.“

Böse Menschen werden in diesen Versen eher die gute katholische Gesinnung als den poetischen Ausdruck rühmen und nicht geneigt sein, schon dieser Leistung wegen Herrn Lieber für einen berufenen Kunstkritiker zu halten. Der sich schätzende Herr aber zweifelt nicht an seinem Beruf; denn er hat, nach dem stenographischen Bericht, also über den von Paul Wallot bestellten und von Franz Stuck gemalten Fries für das Reichstagshaus gesprochen: „Meine Herren, man kann kaum hart genug werden, man kann kaum weit genug gehen in der Wahl eines Ausdruckes zur Verurtheilung einer solchen Malerei. (Sehr wahr!) Meine Herren, mir thut sogar leid, daß ich den Ausdruck ‚Malerei‘ (Sehr richtig!) auf dieses Werk, dem

ich den Charakter eines Kunstwerkes nur dann zuerkennen könnte, wenn jede Schmiererei künftig dieses Namens würdig befunden werden sollte (Heiterkeit), — ich sage, sogar den Ausdruck ‚Malerei' vermag ich auf dieses Werk nur mit äußerstem Widerstreben anzuwenden. Es ist zwar ein in heutiger Zeit viel genannter, auf mancher Seite hoch gepriesener Künstlername, der als Feigenblatt vor diese Malerei gedeckt zu werden pflegt (Heiterkeit). Das kann mich aber nicht abhalten, ohne in eine Beurtheilung der Leistungen dieses Malers im Uebrigen einzugehen, diese Leistung als die denkbar schlechteste, die wir erwarten konnten, zu bezeichnen." Stucks Malerei, fuhr er dann fort, gleiche einem Tintenklex und sei „ein wahrer Spott und Hohn auf jedes ästhetische Gefühl und jeden geläuterten Geschmack". Es sei ein Jammer, daß für „solche Spottgeburten von Dreck und Feuer" dreißigtausend Mark ausgegeben worden seien. Auf ihn, Herrn Dr. Ernst Lieber, wenigstens habe die Malerei Stucks „in ihrer ganzen widerlichen Häßlichkeit" so gewirkt, daß es ihm besser scheine, die Flächen weißgetüncht zu lassen, „als auch noch nur einen einzigen Pinselstrich zu wagen, um dieses Gebäude zu verhohnübeln." Nett, nicht wahr? Und über die von Adolf Hildebrand ausgeführten Entwürfe zu Stimmzettelurnen sagte Herr Lieber: „Sie bestehen wesentlich in der Darstellung eines Eies — es wird wahrscheinlich das berühmte orphische Weltei sein (Heiterkeit) —, in der Darstellung eines auf die Spitze gestellten Eies, getragen von drei oder vier nackten männlichen Gestalten (Heiterkeit), die ungefähr so wie die bekannten Kugeljungfrauen auf dem Kaiser-Wilhelm-Denkmal an diese Urne angeklebt sind. Diese völlig nackten, etwas an egyptische Steifheit erinnernden männlichen Bildwerke, die dem Schicksalsei, damit es nicht umfalle (Heiterkeit), als Eierdecker dienen zu sollen scheinen, sind auf einen Würfel gestellt, der in seiner anspruchslosen Eierlichkeit dem Würfel wirksam Konkurrenz macht, der zur Zeit als Schlußstein des Deutschen Reichstages im Kuppelraum unserer Wandelhalle das Auge des Kunstfreundes erquickt. (Große Heiterkeit.) Ich denke mir, daß in diesem Würfel ein Leichenverbrennungsofen für die verbrauchten Stimmzettel angebracht werden soll." Auch hier verzeichnet der Sitzungbericht „Heiterkeit". Eine betrübendere, in ihrer Selbstgefälligkeit unangenehmer wirkende Banausenleistung ist kaum noch denkbar. Und im ganzen Reichstag erhob sich kein Einziger, um solcher täppischen Roheit zu widersprechen und den Theefabrikanten an die ernsten Künstlern schuldige Achtung zu mahnen; die Vertreter des Bundesrathes lauschten lächelnd der grotesken Kapuzinade, Graf Posadowsky stimmte in den Chorus der Wallotfeinde ein und die Präsidenten, die mit dem Ordnungruf sonst den lächerlichsten Mißbrauch treiben und den Reichstag zur Kinderstube erniedern, fanden diesmal „zur Wahrung der Würde des Hohen Hauses" kein armes Wort... Da ist es doppelt erfreulich, daß die ersten münchener Künstler in einem Offenen Brief dem genialen Erbauer des Reichstagshauses die Genugthuung verschafft haben, auf die er schon lange gerechten Anspruch hat. Denn man darf sich darüber nicht täuschen: die Hetze richtet sich nicht gegen den Maler, der den Fries geschaffen, sondern gegen den Bauleiter, der ihn bestellt hat. Seit der Kaiser mehr als einmal bedauerlich ungünstige Urtheile über Wallots Werk zu fällen für nöthig hielt, Urtheile, deren Form der öffentlichen Kritik Anlaß zum Staunen gab, glaubt jeder amusische Mensch sich befugt, seinen Witz an Paul Wallot zu üben, und wir haben erlebt, daß irgend ein unbeträchtlicher Graf sich, ohne ausgelacht zu werden, erdreisten

durfte, das schablonenhafte Dutzendgebäude, in dem das preußische Abgeordnetenhaus untergebracht ist, über den in jedem Theil individuellen und groß gedachten Reichstagsbau zu stellen. Jetzt möchte man, um Unterthänigkeit zu zeigen, Wallot aus der Oberleitung der Schmuckarbeiten verdrängen. Dieser saubere Plan wird nicht gelingen. Wallot ist zäh und läßt sich nicht wegärgern; und die Zuversicht der münchener Meister, kein deutscher Künstler werde sich dazu hergeben, Wallots Platz einzunehmen, kann nicht eine trügende Hoffnung sein. Der Vielgeschmähte aber möge sich entschließen, die Geschichte des Reichstagsbaues zu schreiben: sie wird ihn nicht nur von der Schuld an sichtbaren Mängeln seiner Schöpfung entlasten, sondern den noch Zweifelnden auch die Augen über Vorgänge, Stimmungen und Einflüsse öffnen, die im neuen Deutschen Reich möglich geworden sind.

* * *

Um über Parlamentsreden ein unanfechtbares Urtheil fällen zu können, muß man stets das Erscheinen des stenographischen Berichtes abwarten. Da stand neulich im Parlamentsbericht der Vossischen Zeitung — und wohl auch der anderen berliner Blätter —, der Abgeordnete Graf Klinckowström habe im Reichstage gesagt: „Bezüglich des Klubs der Harmlosen hat Herr Bebel nur das Selbe vorgebracht, was gewisse Zeitungreporter berichteten, die Herrn Harden Stoff zu seinem Artikel gegeben haben." Kein Wort weiter. Danach mußte man glauben, Graf Klinckowström habe mir den Vorwurf gemacht, daß ich mich auf Reporterberichte stützte. Ich ließ mir das Stenogramm kommen und fand auf der Seite 1299 (A) in der Rede des ostpreußischen Grafen die folgenden Sätze: „Herr Bebel ist dann mit einer gewissen Entrüstung auf den Klub der Harmlosen zu sprechen gekommen. Ich will mich in diese Sache nicht weiter einlassen; aber Herr Bebel ist in seinen Anschauungen genau auf dem Standpunkt derjenigen Zeitungreporter, die Maximilian Harden vor ungefähr drei Wochen zu einem Spottartikel in der ‚Zukunft', ‚Der Klub der Harmlosen', veranlaßt haben, den ich Herrn Bebel recht eifrig zu studiren bitte. (Sehr gut! rechts)." In diesem Fall handelt sichs um eine Kleinigkeit. Aber können nicht auch bei uns, wie in England, Einrichtungen geschaffen werden, die dem Zeitungleser die bequem erreichbare Möglichkeit gewähren, ein wenigstens ungefähr zutreffendes Bild der parlamentarischen Debatten zu gewinnen?

* * *

Im trefflichen Berliner Tageblatt sind immer allerliebste Dinge zu finden. Neulich wurde den annoch gläubigen Lesern verkündet, wie der Kaiser seinen Beifall zu äußern pflege. Irgend ein Poet war begnadet worden, dem Kaiserpaar irgend ein Opus vorzutragen. Danach erschien im Tageblatt die folgende Notiz: „Der Oberhofmarschall Graf zu Eulenburg gab dem Dichter vor dem Vortrage einige Instruktionen und erklärte ihm hierbei: ‚Wenn der Kaiser sich mit der rechten Hand auf den Schenkel schlägt, dann sind Sie durch. Das ist nämlich das Zeichen des Beifalls Seiner Majestät.' Und schon bei der ersten Vortragsnummer lachte der Kaiser und gab das erwähnte Beifallszeichen. Bei lustigen Stücken im Theater kann man häufig beim Kaiser das selbe Symptom einer heiteren Stimmung beobachten." Das wird in einem höchst liberalen, höchst demokratischen Blatte deutschen Lesern geboten. Hoffentlich begnügt sich der Kaiser, wenn er solche Dinge liest, damit, in ruhiger Herzensheiterkeit mit der rechten Hand auf den Schenkel zu schlagen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin
Druck von Albert Damcke in Berlin.